

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch April bis Juni 2023 [Andrea Herrmann]
- S.10 Männer, die Murakami lesen [Anna Lena Rückert]
- S.12 Wer erschoss den Barista? [Karl Farr]
- S.16 Pfandflaschen [Michaela Kaiser]
- S.18 Der Lektor [Franz Wolf]
- S.25 Denis Johnson; Nicht da [Johannes Witek]
- S.26f Der Fischer; Temperatursturz [Gert W. Knop]
- S.27 Sommergold; Sommernacht [Edda Gutsche]
- S.28 Kochrezept: „Lachsforellenfilet mit Salzkartoffeln und saure Sahne-Joghurt-Sauce“
[Gert W. Knop]
- S.29 Rezension „Sami und der Wunsch nach Freiheit“ von Rafik Schami [Andrea Herrmann]
- S.30 Rezension „Lyrik für alle“ von Gerd Egelhof [Andrea Herrmann]
- S.31 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

was für ein karibischer Sommer mit blauem Himmel und ewigem Sonnenschein! Und dann geht es im Lesetagebuch vor allem um den Weltuntergang? Vielleicht gar nicht so unpassend, da sich in dem mediterranen Wetter die Klimaerwärmung manifestiert.

Die Ausgabe 81 des Veilchens finden Sie wieder hier präsentiert:

<https://twitter.com/ZugetextetCom/status/1610235589571543045>

<https://www.zugetextet.com/?s=Veilchen>

Sarah Lutter stellt das Veilchen auf ihrer Webseite vor:

<https://sarah83sbookshelf.blogspot.com/2023/06/zeitschrift-des-monats-veilchen.html>

Ich wünsche einen schönen Restsommer!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Weiße Blume“ von Gert W. Knop

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Maybachstr. 23, D-71706 Markgröningen oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch

April bis Juni 2023

In diesem Lesequartal ging es um verschiedene Formen des Weltuntergangs. Das passte wohl zu meiner aktuellen Stimmung. Ab Dezember bin ich wieder freie Autorin. Aber ohne Weltuntergang kein Neuanfang...

Im Sommer 2020 hatte ich die ersten sechs der zwölf Bände der Weltuntergangsserie „*Die letzten Tage der Erde*“ von Tim LaHaye und Jerry B. Jenkins (aus den 90ern) gelesen und im Veilchen darüber berichtet (Ausgabe 71 im Oktober 2020). Dann habe ich eine ganze Weile gebraucht, um mir den Band 7 „*Die Rückkehr*“ zu einem vernünftigen Preis zu besorgen. Falls es ihn mal bei eBay gibt, dann nämlich oft für 50 Euro oder mehr. Dann ging mir auf, dass ich sie schneller und günstiger bekomme, wenn ich den Rest der Serie auf Englisch lese. Und dann ging es plötzlich ganz schnell!

Band 7 („*Die Rückkehr*“ bzw. „*The Indwelling: The Beast Takes Possession*“) beginnt damit, dass Carpathia stirbt. Offiziell wurde er von Rayford erschossen, tatsächlich aber durch Chaim erdolcht. Was für ein Durcheinander! Nun befinden sich alle Mitglieder der Widerstandsgruppe „*Tribulation Force*“ auf der Flucht vor der „*Weltgemeinschaft*“. Flugzeuge fliegen hin und her über den Planeten. Die interessanteste Szene ist die, in der Buck Cameron und Chaim Rosenzweig im Flugzeug aus Jerusalem fliehen und in Lebensgefahr schweben. Chaim ist immer noch kein Christ, sondern hat seinen alten Freund Carpathia aus Enttäuschung getötet. Buck versucht, den alten Mann nun zu bekehren. Dieser möchte aber nicht deshalb Christ werden, weil er sich feige fürchtet:

„‘Aber, Cameron, ich will das nicht tun, nur weil ich Angst habe, ich könnte in diesem Flugzeug sterben! Das ist alles. Verstehen Sie das?’

Buck nickte. Er verstand es, aber kannte er die Antwort auf Chaims Frage? Über die Jahrhunderte hinweg waren die Menschen aus den unterschiedlichsten Motiven heraus Christ geworden und bestimmt gehörte auch Furcht dazu. Bruce Barnes hatte erzählt, die Menschen würden Gott als eine Art Feuerversicherung ansehen – um nicht in die Hölle zu kommen – und würden erst später alle Vorteile ihrer Versicherungspolice erkennen.“ Interessanter Vergleich! Am Ende des Bandes passiert die gruselige Auferstehung von Carpathia. Diese markiert die Halbzeit der Trübsalszeit: Dreieinhalb von sieben Jahren sind vergangen.

Band 8 trägt den Titel „*Das Zeichen*“ („*The Mark*“). Hier geht es von vorne bis hinten um das Loyalitäts- Zeichen, das Carpathia allen Bürgern der Welt verpassen möchte: ein Biochip, der entweder in die Hand oder in die Stirn appliziert wird. In der Prophezeiung wird er als „*Zeichen des Tiers*“ bezeichnet. Dieses wird zukünftig nötig sein, um zu bezahlen und um sich zu auszuweisen. Wer sich gegen den Chip entscheidet, wird sofort guillotiniert. Laut Bibel ist diese Entscheidung unumkehrbar: Wer das Loyalitäts- Zeichen für den Antichristen akzeptiert, wird am Ende der Welt nicht gerettet werden. Da die Mitarbeiter Carpathias als erste gechipt werden sollen, laufen in seinem Hauptquartier die Evakuierungspläne der Maulwürfe für die *Tribulation Force* auf Hochtouren. Es arbeiten nur sechs Christen im Machtzentrum des

Antichristen. Der junge Chang wurde gegen seinen Willen bereits implantiert und bleibt, um die Stellung zu halten und die Computerspionage aufrecht zu erhalten.

Auf spiritueller Ebene scheint die Auferstehung zu beweisen, dass Carpathia ein Gott ist. Das gibt dem Carpathianismus neuen Auftrieb, und man sagt nicht mehr „guten Tag“, sondern „He is risen (indeed)“ („Er ist auferstanden“). Die Christen unter sich sagen natürlich lieber „Jesus ist auferstanden“. Carpathia ist nun kein Mensch mehr, sondern vom Teufel besessen. Er schläft nicht mehr. Passend darum die Beschreibung „Satan with no down-time“. Zum Glück ist er nicht göttlich genug, um die Gedanken seiner Mitarbeiter zu lesen oder das Überwachungsmikrofon in seinem Büro zu entdecken. An einer Stelle sagt Carpathia: „I have a planet to rule“. („Ich muss einen Planeten regieren.“) Am Ende des Bandes führen mal wieder alle Wege nach Jerusalem: Sowohl Carpathia als auch die meisten Mitglieder der Tribulation Force machen sich auf den Weg dorthin, wo die Entweihung des Tempels (Titel des neunten Bandes) stattfinden wird. Carpathia hat sich dafür ein riesiges stinkendes, hässliches, sabberndes Schwein besorgen lassen und die bisher versteckten Waffen an seine Soldaten ausgeteilt. Die Tribulation Force hat Kostüme genäht für ihren Gegenangriff. Wir können also einen Zwischen-Showdown erwarten. Auf den letzten Seiten des Buchs versenkt die Tribulation Force erstmal eines der besten Flugzeuge Carpathias mit wertvollem technischem Equipment im Meer. Eigentlich war das die Ausstattung, um in Jerusalem mit dem Tracken der Bevölkerung und der Enthauptung der Dissidenten zu beginnen. Also nicht schade drum!

Band 9 (*Desecration / Entweihung*) beschreibt die Entweihung des Tempels in Jerusalem durch allerlei schauderhafte Untaten, deren Beschreibung ich hier auslasse. Gleichzeitig lässt Carpathia seine Maske des Pazifisten fallen. Wer nicht sein Zeichen implantieren lässt und drei Mal täglich sein Standbild anbetet, der wird enthauptet mit dem „enforcement facilitator“, wie die Guillotine nun heißt. Es kommt in Jerusalem erneut zu einer Konfrontation zwischen dem Antichristen und der Tribulation Force. Eines ihrer Mitglieder geht dabei spektakulär in Flammen auf und wenn der Erzengel Michael nicht regelmäßig eingreifen würde, wäre bis zum Buchende das Kernteam der Tribulation Force pulverisiert. Es geht also massiv martialisch zu. Carpathia sagt an einer Stelle: „There is no such thing as overkill.“ Zu guter Letzt ahnt der Antichrist nun doch, dass er ausspioniert wird, kommt jedoch nicht darauf, wie und durch wen es geschieht. Allmächtig und allwissend ist der Böse tatsächlich nicht. Der Band endet mit einem Cliffhanger: In die israelitische Felsenstadt Petra hat die Tribulation Force eine Million Menschen evakuiert, die sich Carpathia widersetzen, und ihr einziger Schutz ist eine Zusage aus der Bibel. Dorthin schickt der Antichrist eine Armee, die seine Mitarbeiter als Overkill (übertrieben stark) bezeichnen, die dann aber buchstäblich vom Erdboden verschluckt wird. In einer zweiten Angriffswelle werden Bomben abgeworfen, die dazu geeignet sind, das gesamte Gelände dem Erdboden gleich zu machen. Wir sehen noch die Bomben herunterfallen und dann... Buchende.

Zum Glück bot gerade Medimops den Band 10 für 3,85 Euro inklusive Versand an. Hurra! Allerdings hatte ich mich zu früh gefreut: Das Buch konnte aus mir unerfindlichen Gründen angeblich nicht an meine Adresse geliefert werden, Medimops erstattete mir ohne weiteren Kommentar das Geld zurück und Ebay erlaubte es mir nicht, exakt denselben Artikel nochmal zu kaufen. Ich musste also ein anderes, teureres Exemplar stattdessen nehmen. Fehlen immer noch drei Bände...

Band 10 (*The Remnant: On the Brink of Armageddon / Die Felsenstadt*) ist voller Action, aber trotzdem langweilig, obwohl er sich über mehrere Jahre des Katz-und-Maus-Spiels zwischen Carpathia und Tribulation Force hinzieht. Eine Million Flüchtlinge leben nun in Petra und der geistige Führer Tsion hat sich zu ihnen gesellt. Die abgeworfenen Bomben verwandeln das Lager in ein Flammenmeer, doch die Seinen schützt Gott genauso wie im Alten Testament die drei Freunde im Feuerofen. Niemand stirbt. Gott lässt sogar eine Quelle aus dem Wüstenboden entspringen und Manna vom Himmel regnen, damit alle versorgt sind. Und das während weltweit das Meer und die Flüsse sich in Blut verwandeln, die Fische sterben und das Trinkwasser zur Neige geht. In Griechenland gibt es Agenten-Action, denn es gilt, George Sebastian aus der Gefangenschaft zu befreien. Die Tribulation Force verliert ihr sicheres Versteck in Boston und zerstreut sich in alle Richtungen, in kleinen Grüppchen. Falsche Prediger treten auf und tun Wunder, um die Göttlichkeit Carpathias zu belegen. Es gibt noch weitere Plagen: Auf der Erde wird es so heiß, dass Menschen in Flammen aufgehen. Dann scheint ein Jahr lang die Sonne nicht mehr. Das ist dramatisch, aber die emotionale Belastung wird leider nicht gut vermittelt. Man gewöhnt sich an Katastrophen und die Anwesenheit diverser rettender Engel. Ich hätte mir da deutlich mehr emotionale und spirituelle Tiefe gewünscht. Wie gesagt: Es fehlen noch drei Bände...

„Das Druidentor“ von Wolfgang Hohlbein vernichtet tatsächlich beinahe den Planeten. Geöffnet wurde dieses schreckliche Tor in eine andere Dimension durch Tunnelbauarbeiten. Durch den Gridone wird eine neue ICE-Strecke gebohrt. Dabei geschehen seltsame Dinge, die jedoch unter den Tisch gekehrt werden: Im Tunnel vergeht die Zeit anders als außerhalb. Vermutlich eine Gravitationsanomalie, eine Raumkrümmung, ein Schwarzes Loch, also etwas Physikalisches, glaubt Bauleiter Dr. Franke. Nein, widerspricht Ingenieur Frank Warstein, das hat irgendwie mit Druiden und Magie zu tun. Warstein verliert seinen Job, wird zum Säufer und bemitleidet sich selbst. Der Tunnel wird ohne ihn fertiggestellt, aber die Jungfernfahrt gerät zur Katastrophe: Während die Welt draußen mehrere Stunden vergeblich auf den Zug wartet, sind innerhalb des Tunnels schätzungsweise 200 Jahre vergangen. Kein Wunder, ist der Tunnel doch laut Lasermessung 1,3 Millionen Kilometer lang. Im Zug sind alle Lebensmittel aufgebraucht, Schlägereien, Fluchtversuche und am Ende der Tod aller Fahrgäste. Der Zug fuhr so lange weiter, bis er verrostete und stehen blieb. So findet ihn die entsetzte Rettungsmannschaft wenig später.

Nicht nur die Polizei ermittelt, sondern auch der Journalist Lohmann zusammen mit Frank Warstein und Angelika Berger, deren Mann im Berg verschollen ist. Die drei machen sich auf den Weg zum Gridone, und diese Anreise zieht sich ewig hin, weil sie massiv dabei behindert werden. Der seit einer Woche gesperrte Zuggtunnel führt zu einem enormen Verkehrschaos, aber vor allem Dr. Franke jagt sie. Erst spät wurde mir klar, dass die drei erst am Buchende am Tunnel ankommen dürfen, weil hier das dramatische Finale stattfindet. Sie werden dort nicht mehr nachforschen und analysieren, sondern sie werden auf magische Weise wissen, was zu tun ist, um die Welt vor dem Untergang zu retten. Oder auch nicht. Auf gewisse Weise vergeht sie und entsteht neu, was angeblich nicht zum ersten Mal passiert. „Der Ring schließt sich. Die Zeit kehrt an ihren Ursprung zurück. Die Götter haben die Sterne gezählt, und alle Gedanken der Menschen sind gedacht.“ Es kommt, „wie es kommen musste, weil es in dem großen, komplizierten Muster des Universums so vorgesehen war.“ „Die Menschen erinnern sich an vieles, wovon sie nichts zu wissen glauben – oder wissen wollen.“ „Das Tor hatte sich geöffnet und war bereit, die Welt zu verschlingen.“ An sich eine interessante Idee.

Das Buch ist an zahlreichen Stellen inkonsistent. Im Tunnel vergeht die Zeit anscheinend willkürlich verschieden schnell oder sogar rückwärts, der Berg wird als etwas Lebendiges beschrieben, dann wieder liegt die Ursache in Magie oder einer anderen Welt. Die Magier der Welt wissen etwas, können das Unglück aber selbst gemeinsam nicht aufhalten, weil die Macht bestimmter anderer Personen so viel größer ist, dass alle deren Wünsche und Erwartungen wahr werden. Warum gerade diese Leute solchen Einfluss haben, wird nie geklärt. Und was ist mit den Druiden, die das Tor angeblich bewachen? OK, Warsteiner ist der Druide, hat aber gar keine Ausbildung dafür. Wieso gerade er?

Gleich auf mehrere Weisen geht die Welt fast zugrunde, weil jede der beteiligten Hauptpersonen eine andere Weltuntergangsvision visualisiert: Der eine erschafft durch seine Furcht ein endloses Loch im Boden, das die Atmosphäre einsaugt, und kann es nur schließen, indem er sich selbst als Menschenopfer hineinstürzt. Hätte Gedankenkraft nicht genügt? Der andere löst den Countdown einer Atombombe aus, was aber dadurch gestoppt werden kann, dass man ihn bewusstlos schlägt. Seltsam, und was hat nochmal der Berg damit zu tun? Insgesamt also unausgegorenes Esoterik-Geschwurbel. Dramatisiert wird die Geschichte dadurch, dass die normalen Menschen durchdrehen, von Soldaten massakriert werden und einander gegenseitig umbringen. Keine Ahnung, was diese Überreaktion ausgelöst hat. Am Ende geht die Welt unter, aber irgendwie auch nicht. Die Menschheit bekommt eine neue Chance, bzw. was von ihr übrig ist. Happy End! Ich bin nicht überzeugt.

Ebenfalls um das Ende der Welt bzw. Großbritanniens geht es in dem dystopischen Roadmovie „*Am Ende aller Zeiten*“ („*The Running Club*“) von Adrian J. Walker. Tausende von Meteoriten haben Großbritannien bombardiert und zerstört: kilometerbreite Krater, Tsunamis, Feuersbrünste. Nur wenige Menschen haben das Unglück überlebt. Darum wird beschlossen, die gesamte Insel zu evakuieren und aufzugeben. An Weihnachten, also in ein paar Wochen, sollen Schiffe die wenigen Überlebenden von Cornwall nach Südafrika bringen. Ungeschickt nur, dass man die Anzahl der Überlebenden unterschätzt hat. Weder die Anzahl der Hubschrauber noch Schiffe genügt, um alle zu retten. Edgar wird von seiner Familie getrennt und muss nun innerhalb weniger Wochen irgendwie nach Cornwall. Unbedingt!

Vor der Katastrophe war Edgar ein ewig unzufriedener Familienvater, dem seine Kinder und seine Ehefrau auf die Nerven fielen, ebenso wie sein langweiliger Job in einem „sinnbefreiten Konzern“. Ungesundes Essen, Alkohol, Langeweile und Verantwortung machten ihn nörgelig. Nachher sagt er: „Ich wollte, dass alles verschwindet. Was es dann ja auch tat.“

Genau das fasziniert mich an dystopischen Romanen: wie die Katastrophe plötzlich alles relativiert, das Selbstverständliche wie sauberes Trinkwasser erscheint plötzlich als Luxus, das scheinbar Unwichtige wird Wichtig, das Wichtige wird unwichtig. Menschen geraten an ihre Grenzen und zeigen ihren wahren Charakter. Genau darum geht es hier auch. Zunächst stellt Edgar fest, dass er durchaus zu Brutalität fähig ist, wenn es darum geht, kurz vor der Katastrophe noch Wasser für seine Familie zu besorgen und den sicheren Keller gegen die anstürmenden Nachbarn zu verteidigen. Seine eigene Rücksichtslosigkeit erschreckt ihn selbst. Was sich zunächst nicht ändert: Seine Familie nervt ihn. Genau darum meldete er sich im Flüchtlingslager gerne freiwillig zur Versorgungseinsätzen und ist nicht zur Stelle, als seine Frau und Kinder per Hubschrauber evakuiert werden.

Ein paar Leute haben die Rettungshubschrauber verpasst. Nun müssen sie innerhalb von wenigen Wochen irgendwie nach Cornwall, und das obwohl die meisten Autos betriebsunfähig sind und die Straßen zerstört. In ihrer Verzweiflung beschließen sie, nach

Cornwall zu joggen. Jede Tagesetappe erstreckt sich über 20 Meilen, also 30 km. Edgar weiß gleich, dass er das nicht schaffen kann. Er bekommt jedoch zu hören: „Edgar, du hast keine Ahnung, wozu du imstande bist.“ Und genau darum geht es hier. Am Ende hat er Blasen an den Füßen, einen gestauchten Knöchel, gebrochene Finger und sogar ein Auge verloren. Er sieht aus wie der Tod persönlich, aber er hat es geschafft. Immer wieder entdeckt Edgar „das Tier in dir, das du an einen Pfosten gebunden hast“.

In diesem Roadmovie durchqueren also fünf zufällig zusammengewürfelte Menschen zu Fuß ein zerstörtes Land, in dem alle irgendwie ums Überleben kämpfen. Mein Liebling ist der alte Harvey, der angeblich mal Australien zu Fuß durchquert hat. Seine Lebensweisheiten gibt er an die anderen weiter und ist definitiv fitter als Edgar. Dann haben wir da noch die Soldatin Laura, den Oberschicht-Richard und den Rocker Bryce. Sie finden das übliche Durcheinander vor: sich selbst organisierende kleine Gemeinschaften, jede nach einem anderen Konzept. Es wird mit Waffengewalt um Lebensmittel kämpft und geplündert. Recht und Ordnung sind zusammengebrochen. Einsame Wanderer werden ausgeraubt oder an Schweine verfüttert, selbst die Überlebenden führen noch Kriege gegeneinander.

Dieser Weg wird als Gleichnis für unser Leben bezeichnet: eine Landschaft aus unverbundenen Ereignissen, denen wir einen Sinn geben müssen. Doch inmitten dieses Chaos bildet doch die Kooperation die Überlebensstrategie unseres kleinen Teams, des „Laufclubs“. Sie finden auch Solidarität und Hilfsbereitschaft vor. Ein einsamer alter Mann verfeuert seine letzten Möbel, um ihnen ein heißes Bad zu verschaffen. Man glaubt es kaum: Sie gelangen rechtzeitig nach Cornwall, aber es gibt auf dem Schiff keinen Platz mehr für Edgar. In einem dramatischen Showdown muss er seine Familie ziehen lassen, damit sie in Südafrika ohne ihn ein besseres Leben anfangen können. Doch das ist nicht das Ende, heißt es im Buch. Er hat es zu Fuß bis Cornwall geschafft, irgendwie will er auch noch nach Südafrika gelangen. Das ist dann der Stoff für einen folgenden Band! Im Englischen gibt es zwei Romane, beide mit dem Titel „*The End of the World*“, der erste mit dem Zusatz „*Running Club*“ und der zweite Band „*Survivors Club*“. Im zweiten Band erzählt Beth die Geschichte aus ihrer Sicht – ab dem Moment, wo das Rettungsschiff Unity ohne Ed abfährt. Beth mit ihrer Tochter Alice und ihrem Sohn Arthur. Auch Richard hat es noch an Bord geschafft, und Bryce wird auf hoher See als blinder Passagier aufgegriffen. Allerdings ist mit der Unity irgendetwas nicht in Ordnung. Sie sieht schön aus, ist aber wenig seetüchtig. Durch einen Softwarefehler fallen immer wieder der Strom und der Motor aus. Schon bald verlieren sie den Anschluss an die Flotte. Dann wird der Plan geändert, und es soll nicht mehr nach Südafrika gehen, sondern nach Florida. Beth, die schon mit 14 ein Computergenie war, hat den Fehler fast behoben, da nähert sich ein riesiger, durch einen weiteren Meteoriten verursachter Tsunami. Ironischerweise während einer Vorführung des Films „*Finding Nemo*“. Während Beth unter Deck an der Software arbeitet, passt ihre neue Freunde Mary auf die beiden Kinder auf. Beth kommt zu spät zum Film und sitzt am anderen Ende des Decks, als der Kapitän alle Passagiere zu den Rettungsbooten schickt. Da werden sie getrennt. Den Tsunami hätte das Schiff wohl noch abgesurft, aber dann trudelt ihnen eine brennende Ölplattform entgegen und versenkt die Unity. Beth und ihre Freunde schaffen es nicht mehr aufs Rettungsboot, sondern werden in den kalten Atlantik geschleudert. Beth schwimmt trotz der Kälte, mit der Kraft einer Mutter, die zu ihren Babies will, noch zum Rettungsboot ihrer Kinder, doch dann entreißt ihr die irre Mary die Schwimmweste und stößt sie zurück ins Wasser!

Wochen später kommt Beth in Gibraltar wieder zu sich. Bryce, Richard und dessen Sohn Josh sind bei ihr. Was für ein Durcheinander! Beth in Europa, ihre Kinder in Florida und Ed wird sie

in Südafrika suchen! Leider kann Beth nicht sofort nach Amerika abreisen, denn die Felsenstadt von Gibraltar wird von einer Piratenbande belagert und beschossen. Beth macht sich auf, um mit dem Piratenkapitän Tony zu sprechen. Sicher ist auch er ein Mensch mit einem Herzen für eine Mutter. Da hat sie sich aber geirrt! Und dann noch ihre persönliche Schwäche: „I am shit at talking to people. Basically, I am not good at being human.“ Kurz und gut, sie wird gefangen genommen. Aber dann kommt es zur entscheidenden Schlacht der Eingeschlossenen gegen die Piraten, und Beth flieht mit ihren Freunden auf Tonys Boot, dem „Black Buccaneer“. Außer Richard, Josh und Bryce schließen sich ihnen noch Bryces Flamme Carmela, Maggie mit Tochter Dani und dem Affen Colin an. Sie müssen nun neue Wörter lernen wie „winch is on the starboard bow“. Nicht ganz korrekt ist vermutlich die Formulierung „the windy thing’s no longer winding“.

Wir lernen: „Die Welt ist ein Albtraum, das war sie schon immer, und wir sehnen uns nach Sicherheit. Darum haben wir uns in Höhlen verkrochen und Feuer gehütet. Wir suchen Trost in allem: dem Geschmack eines Instant-Kaffees mit einem Schuss Rum oder der weißen Gischt des Meeres oder einem einfachen Gespräch. Wenn der Albtraum dich jagt, willst du nicht Teil davon werden. Du willst dich davonschleichen.“

Über Kindererziehung: „Du ziehst ein Kind groß, Richard, du gibst ihm nicht nur Essen und Wasser. Du lehrst es zu leben, mit anderen auszukommen, wie man glücklich wird. Dafür brauchst du nur etwas Zeit. Ein bisschen Präsenz. Du brauchst nur im selben Raum zu sein.“

Die beste Stelle ist die, wo plötzlich Ed auftaucht, unerwartet, aus dem Nichts und als Retter vor den Piraten. Eine wilde Verfolgungsjagd beginnt, über den Atlantik voller Strömungen, Müll und dubioser Wirbel. Leider haben sie zu wenig Proviant und Wasser, vor allem nachdem sie eines der beiden Boote verlieren. Es wird hart, sehr hart, zumal Maggie mit einer Schusswunde reist, Beths gebrochenes Bein sich entzündet und Richard zwei Finger verliert. Sie hungern und dursten, und hin und wieder tönt Tonys Stimme aus dem Funkgerät.

Trotzdem gibt es auch Momente der Ruhe: „Aber umgeben von diesem erbarmungslos brennenden Himmel und dem gestorbenen Meer, überkam mich eine Ruhe. Ich war allein auf einem Boot mitten auf einem Ozean, herumschwappend auf einem kürzlich zerstörten Planeten im endlosen Weltall. Ich war im Nichts, im Nichts, im Nichts. Und dennoch fühlte ich diesen Frieden.“

Was soll ich sagen? Es geht aus, wie es ausgehen muss: Sie überqueren den Atlantik, Tony erwischt sie, aber sie können ihn abschütteln, finden ihre Kinder und Happy End.

Im Prinzip war es einfach ein weiterer dystopischer Roman mit ganz viel kaputt und Wilder Westen. Aber mir hat hier doch einiges sehr gut gefallen: Beth und Ed, das Looser-Ehepaar von nebenan, mausert sich in der Extremsituation zu Helden. Im Gegensatz zum Rest der überlebenden Menschheit streben sie weder nach Sicherheit noch nach Macht, sondern werden angetrieben von der Liebe zu ihren Kindern. Sie erkennen, was ihnen das Wichtigste im Leben ist. Sie gelangen immer wieder an ihre Grenzen und wachsen über sich hinaus. Ich mochte auch gerne die Stimmungen, den Wechsel aus ruhigen Momenten mitten im verbrannten Land, gefährlichen Augenblicken, wo einem der Boden unter den Füßen wegrutscht, und dem Lachen mit Freunden. Ed und Beth sind weit davon entfernt, bewundernswerte Helden zu sein, und doch habe ich sie liebgewonnen und herzlich mit ihnen mitgefiebert. Ich hoffe, es gibt einen dritten Band, in dem die vierköpfige Familie in ihrem neu erworbenen Auto die Ostküste entlang tourt, um die schwimmende Müllhalde wiederzufinden?

Wolfgang Hohlbeins 478 Seiten starke Fassung der Nibelungen-Saga „*Der Ring der Nibelungen*“ beschreibt den Untergang des Königshauses Burgund. Der Roman hält sich eng an das Original, liest sich aber besser. Sogar besser als Hohlbein normalerweise, eventuell weil es ein Gemeinschaftswerk mit Torsten Dewi war. Diese Stelle gefiel mir besonders gut: „Die Sonnenscheibe mühte sich redlich, während ihrer Wanderung über den Himmelsbogen die trüben Wolken zu durchdringen, die über Burgund lagen wie eine alte graue Decke. Aber es gelang ihr nicht. Nur ein heller, ausgefranster Fleck verriet Siegfried und Regin den Fortgang der Stunden.“ Oder auch die Formulierung, dass König Gunther versuchte, seinen Mangel an Führungskraft durch unüberlegte Großtaten wettzumachen. Mehr lässt sich dazu leider nicht sagen. Die Geschichte ist bekannt, die Romanfassung zwar umfangreich, aber wenig tief Sinnig.

Neben all den Weltuntergangs-Szenarien tat es gut, zwischendurch einen leichten Snack einzunehmen. Wladimir Kaminer berichtet in „*Die Kreuzfahrer*“ von seinen fünf Kreuzfahrten. Da Langeweile auf einem Kreuzfahrtschiff niemals aufkommen darf, braucht man dort außer Vergnügungsoffizieren noch weiteres Unterhaltungspersonal, beispielsweise einen Schriftsteller für eine Lesung. Zum Honorar gehören dann auch Unterkunft und Verpflegung für die ganze Reise für den Autor und seine Olga. So geht es nach Miami, Griechenland, St. Petersburg und in die Karibik. Wenn man bedenkt, dass das Pärchen auf Schiff und Festland immer als erstes eine Bar aufsucht, haben sie erstaunlich viel erlebt. Als einer der Höhepunkte zünden sie beinahe Athen an, mit Hilfe eines flambierten Pfannkuchens, der im Gebüsch landet. Ich wusste auch noch nicht, dass in den USA die Obdachlosen wie Zugvögel im Winter nach Süden wandern, um in Miami zu überwintern. Überall fielen Wladimir und Olga als Russen auf und mussten feststellen, dass auf der ganzen Welt Russisch gesprochen wird. In Griechenland wurden ihnen penetrant an allen Ecken „Pelzprodukte“ angeboten. Viel nützlicher erwies sich der Einkaufstipp einer Schildkröte, die sie zu einem russischen Supermarkt führte. Einer der Standardsätze von Kreuzfahrern lautet wohl beim Landgang: „Hoffentlich verpassen wir das Schiff nicht.“ Ansonsten geht es um Bier, Schlagermusik, Delphine und Hummer.

Witzig fand ich, dass Kaminer als Vergleich eine Lesung in der Stadthalle von Schwieberdingen zitiert, denn das ist eines meiner Nachbardörfer. Das Buch enthält nicht nur zahlreiche Gags, sondern ist sprachlich inspirierend. Dass Schiffe die Ozeane pflügen, hatte ich schon gehört, aber dass sie auch den Horizont bügeln, das war mir neu. Mein Lieblingssatz lautete: „Schießt auf die Reifen!“ Ich muss immer noch lachen darüber. Ohne die ganze Münchhausen-Geschichte zu erzählen: Es geht um einen Bären, der auf einem Fahrrad vor den Jägern flieht. Das war eine Geschichte, die man in einer estnischen Bar erzählte.

Andrea Herrmann

Männer, die Murakami lesen

Wann immer mir ein Mann begegnet, der ein Fan von Haruki Murakami ist, lese ich ein Buch des Autors. Ich möchte daran glauben, dass ich auch ein Buch lesen würde, wenn mir eine Frau begegnen würde, die ein Fan von Haruki Murakami ist, doch ich halte es für möglich, dass so eine Frau gar nicht existiert. Die Begeisterung für Murakamis Welt scheint ein männliches Privileg zu sein, aber das reicht ja auch. Ein Buch kann ein Bestseller und ein Klassiker, ein Stück Weltliteratur werden, ohne von Frauen gelesen zu werden. Das ist gar kein Problem – und auch Haruki Murakami ist kein Problem, sondern lediglich ein Mann, dessen Bücher ich nicht verstehe und in deren Nicht-Verstehen für mich kein besonderer Zauber verborgen liegt. Noch möchte ich an der Vermutung festhalten, dass ich lediglich die falschen Bücher in die Hand genommen habe, denn bisher gab es nur vier Männer, die murakamilesend durch mein Leben gelaufen sind.

Der erste Mann war mein Deutschlehrer. Wenn das hier eine Geschichte von Murakami wäre, dann wäre der Lehrer jung gewesen, ein Student, der sich als Vertretungslehrer etwas dazuverdienen möchte, ein besserer Tutor, der nicht schön ist, aber besonders. Ich hätte für ihn geschwärmt und Gedichte über ihn geschrieben und wäre ihm drei Jahre nach meinem Abschluss wiederbegegnet, wir hätten eine Nacht miteinander verbracht, für die ich nicht die richtigen Worte finden kann und einander danach für immer vergessen, aber irgendwie auch nicht-vergessen, sondern wären merkwürdig füreinander geworden, im wahrsten Sinne des Wortes. Aber so war es nicht. Mein Deutschlehrer war ungefähr so alt wie mein Vater – plus minus zehn Jahre, ich weiß es nicht ganz genau – und wollte zum Ende der zehnten Klasse einmal vom Lehrplan abweichen und uns mit seinem Lieblingsautor bekannt machen. Wir haben eine Kurzgeschichtensammlung gelesen. Als ich eines schönen Morgens im April das hundertprozentige Mädchen sah. (Ich glaube, ich bin eine von drei Personen aus dem Kurs, die das Buch auch wirklich von der ersten bis zur letzten Seite durchgelesen haben. Ich habe sogar Stellen markiert, die mir wichtig vorkamen. Gemerkt habe ich mir fast nichts davon, doch das trifft auf die Mehrzahl der Bücher zu, die in der Schule zur Lektüre geworden sind.) Dieser Deutschlehrer war keiner von jenen Lehrern, an die man sich nach Jahren noch erinnert, weil sie einen irgendwie geprägt haben. Aber er war der Lebensabschnittsgefährte einer meiner Deutschlehrerinnen, an die ich wirklich häufiger zurückdenke, weil ich ihr nach dem Abitur noch einige Male begegnet bin. Ihn habe ich einmal im Drogeriemarkt an der Kasse getroffen. Ich weiß noch, dass ich damals sehr bemüht war, nicht auf das Kassenband mit seinen Einkäufen zu schauen. Dieser Einblick in seine Privatsphäre war mir unangenehm und ich war gerade soweit, dass ich verstanden habe, dass Lehrer auch Menschen sind, die ein Leben außerhalb der Schule haben und für dieses Leben Artikel aus Drogeriemärkten benötigen.

Der zweite Mann war kein Mann, sondern ein Junge in meinem Alter und wir waren eine Weile befreundet, als wir 18, 19, 20 waren und ich habe ihn seither nicht noch einmal gesehen, deswegen kann ich an ihn nicht als Mann denken. Er hat Mathematik studiert und Gitarre gespielt und fand es passend, dass die drei Lieben seines Lebens mit dem Buchstaben M beginnen: Mathematik, Musik, Murakami. Er hat mir Gefährliche Geliebte ausgeliehen und sehr viele Worte darüber verloren, dass es ein Szenario gäbe, die verstörend auf mich wirken könne. Besagte Szene war recht zentral und ein wenig explizit, aber nichts, was mich

neunzehnjährig und jungfräulich erschüttert hätte. Dafür hatte ich damals bereits zu viel Zeit im Internet verbracht und zu viele Liebesromane gelesen. Auf einen nicht-jungfräulichen Mathematikstudenten, der nie einen Liebesroman gelesen hat, muss diese Szene ganz anders gewirkt haben. Es war ihm auch immer wichtig, mich daran zu erinnern, dass ich keinen sexuellen Reiz auf ihn ausübe. Das hat er mich manchmal charmant und dann wieder sehr direkt wissen lassen. Grundlos waren diese Mitteilungen außerdem, denn er hat mich kaum interessiert. Wieso wir trotzdem über ein Jahr lang miteinander befreundet waren und ich so viele Stunden meines Lebens mit ihm verbracht habe, verstehe ich nicht mehr.

Mit dem dritten Mann habe ich über Jahre hinweg zusammen in einem Kino gearbeitet. Anders als Murakamis Figuren sind wir nicht durch Zufall zwei Wochen in demselben Restaurant beschäftigt gewesen, sondern haben fünf Jahre am selben Ort gearbeitet. Der Job war für uns beide ein Nebenher, eine kleine Stell, die uns beiden Freude gemacht hat. Da wir uns eigentlich nur im Kino gesehen haben, sind wir häufiger auf Filme zu sprechen gekommen, aber dann und wann auch auf Bücher. Er hat mir eine Kurzgeschichtensammlung geliehen. Männer, die keine Frauen haben. Eine der Geschichten daraus ist verfilmt worden und lief sogar bei uns im Kino. Ich habe den Film nicht gesehen und konnte mich zu dem Zeitpunkt auch nicht mehr daran erinnern, die entsprechende Kurzgeschichte zu kennen, doch so muss es gewesen sein, denn ich habe auch dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite gelesen. Ich weiß nicht, was dieser Mann an Murakami so mochte und ob er ihn nicht vielleicht nur gelesen hat, weil er diesen Druck gespürt hat, als junger und lesender Mann etwas von diesem japanischen Literaten halten zu müssen. Ich habe das Buch hastig ausgelesen und zurückgegeben. Wir haben nicht viel darüber gesprochen und falls doch, dann kann ich mich an das Gesprochene nicht erinnern. Einige Kolleginnen sagen bis heute, er hätte mich sehr gemocht, aber ich weiß nicht, ob das stimmt. Er ist immer noch ein Mann, der keine Frau hat, und ich denke, das gefällt ihm so, auch wenn er sich oft darüber beklagt. Aber auch dieses Sich-Darüber-Beklagen kommt mir wie etwas vor, das man als Mann eines gewissen Alters einfach tun muss.

Der vierte Mann hat mir kein Buch ausgeliehen. Wir kennen uns durch eine App und haben schnell gemerkt, dass wir uns über Bücher unterhalten können. Wir haben uns nur viermal persönlich getroffen, aber zwischendurch frage ich ihn immer mal wieder, was für ein Buch er gerade liest. So sind wir auf Haruki Murakami gekommen, den er sehr gut findet. Ich habe ihn nach einer Empfehlung gefragt und von meinem fehlenden Verständnis für die weltweite Begeisterung berichtet. Wahrscheinlich wird er mir früher oder später einen seiner Murakamis ausleihen, wenn er nicht vorher aus meinem Leben verschwindet. Um so oder so an meinem Muster festzuhalten, habe ich eine dritte Kurzgeschichtensammlung gekauft, die mir niemand empfohlen hat. Meine Ausgabe von Erste Person Singular ist ein Mängel Exemplar, das ich günstig erstanden und erst zu einem Drittel gelesen habe. Ich gehe davon aus, dieses Buch in wenigen Tagen von der ersten bis zur letzten Seite gelesen und in einigen Monaten vollständig vergessen zu haben. Vielleicht werde ich mich an den Mann erinnern, der mir noch kein Buch ausgeliehen hat, wenn wir es nicht eilig haben, die App zu deinstallieren und uns aus den Augen zu verlieren.

Anna Lena Rückert

Jahrgang 1997. Studium der Vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft in Bonn. Eine Handvoll veröffentlichter Kurzgeschichten seit 2016.

Wer erschoss den Barista?

Ken Beya schloss das Café auf. Er schaute auf die Uhr. Es war gerade sieben. Nachdem er das Licht angemacht hatte, begann er, die Stühle auf die Tische zu stellen. Dann eilte er in die angrenzende Küche, um einen Eimer mit heißem Wasser zu füllen. Er tat Putzmittel hinein und ging mit dem Eimer in den Schankraum zurück. Schließlich begann er, den mit Holzplatten belegten Boden aufzuwischen. Als er hinter die Theke kam, stieß er gegen etwas Weiches. Er legte den Mob aus der Hand und machte das Licht über der Theke an. Er sah, dass da ein Körper lag, und beugte er sich über ihn. Er sah, dass aus einem kleinen kreisrunden Loch in der Stirn ein feines Rinnsal inzwischen getrockneten Bluts herausgelaufen war. Ken taumelte zurück, ließ den Mob fallen und griff in seine Jacke, um sein Handy hervorzuholen. Mit zitternden Fingern wählte er den Notruf der Polizei.

Karin Hofer wollte das Café betreten. Sie war eine hübsche Blondine und trug die schwarze Kleidung der Holzbar-Mitarbeiter mit dem Logo. Es wimmelte nur so von Beamten in Uniform und Menschen in Zivil. Einige hatten weiße Überzüge über ihren Kleidern.

„Heute geschlossen“, rief ein Uniformierter ihr zu und versperrte ihr den Weg.

„Was ist denn? Ich arbeite hier!“, stieß sie hervor.

„Lassen Sie die junge Dame durch!“

Ein schlanker Mann mit elegantem Mantel winkte sie heran.

„Ihr Barmann ist erschossen worden“, sagt er und deutete auf den Tresen, „dahinten lag er. Übrigens, ich bin Kommissar Baumann. Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?“

Sie zuckte zusammen.

„Karin Hofer. Das war vorgestern, gestern hatte ich frei“, stotterte sie.

„Kommen Sie, setzen Sie sich.“

Der Kommissar nahm ein Glas, füllte es mit Wasser aus dem Kran und gab es ihr. Sie trank in kleinen Schlucken. Dann atmete sie durch.

„Wer hat gestern gearbeitet?“, fragte der Kommissar.

„Gestern waren Paula, Christel und eben Jim da. ... Wer tut so etwas? Jim war sehr beliebt. Wir alle haben ihn sehr...“

„Ich denke, wir kommen dahinter“, antwortete der Kommissar.

Inzwischen erschienen die Leichenträger, packten den toten Jim in den Sarg, verschlossen diesen und trugen ihn hinaus.

Karin Hofer atmete durch.

Die rothaarige, halb angekleidete Paula Krüger räumte gerade den Frühstückstisch ab, als ihr Handy läutete.

„Krüger“, meldete sie sich.

Es war Karin Hofer.

„In der Holzbar ist der Teufel los. Jim wurde erschossen. Ein Kommissar Baumann ermittelt.“

„Das kann doch nicht sein“, sagte Paula Krüger. „Als ich Jim um Mitternacht verließ, lebte er noch! Ich komme“, sagte sie nur, legte auf und legte die restlichen Kleidungsstücke an.

Paula Krüger schloss ihr Rad bei der Holzbar am Fahrradständer an. Dann eilte sie hinein. Karin empfing und umarmte sie.

„Ist das nicht schrecklich?“, fragte sie und Paula drückte sie fest. „Das muss schrecklich für dich sein!“

„Ach“, machte Karin, „in letzter Zeit...“

Dann befragte der Kommissar auch Paula und sie machte ihre Aussage. Anschließend verließ sie mit Karin das Café, das heute geschlossen blieb.

Kommissar Baumann war auf dem Weg zu Christel Pelzer. Sie hatte am vergangenen Abend mit Jim und den anderen zusammen gearbeitet und hatte heute frei. Baumann hielt vor dem alten Mehrfamilienhaus in der Oststraße. Nachdem er ausgestiegen war, klingelte er bei Pelzer, Mayer und Krüsmann.

„Pelzermayerkrüsmann“, quäkte es aus dem Lautsprecher der Sprechanlage, „bitte mit dem Lift in den vierten Stock fahren.“

Dann schnarrte der Türöffner. Baumann stieß die Tür auf und betrat einen kühlen Hausflur, in dem es nach Essen roch und sich eine Tür mit Glasscheibe befand. Er eilte darauf zu, öffnete die Tür und trat in den metallenen Kasten. Er drückte den vierten Knopf, eine Falttür schloss sich und dann ruckte der Aufzug an. Oben angekommen dasselbe Spiel, nur in umgekehrter Reihenfolge. Er betrat einen weiß gestrichenen Flur, in dem eine Wohnungstür halb offenstand. Baumann klopfte.

„Kommen Sie rein“, hörte er eine weibliche Stimme.

Eine junge dunkelhaarige Frau in Jeans und rosa T-Shirt kam ihm entgegen. Er hatte seinen Dienstaussweis gezückt.

„Baumann, Mordkommission“, sagte er.

„Nanu, was will die Kripo von mir?“

„Es ist wegen Jim, mit dem Sie zusammen arbeiten. Er wurde ermordet!“

Ihr Gesicht wurde weiß.

„Kommen Sie in mein Zimmer“, stammelte sie.

„Der Reinigungsmann fand ihn heute Morgen“, fuhr Baumann fort, „er lag tot hinter der Theke.“

Christel Pelzer setzte sich in einen riesigen Sessel, während er auf einem Stuhl aus Stahlrohr Platz nahm.

„Als ich Jim gestern verließ, lebte er noch. Er war gut drauf, so wie immer.“

„Wann war das?“

„So gegen halb eins.“

„Wer war noch da?“, fragte Baumann.

„Außer mir nur der dicke Charlie. Er muss nach mir gegangen sein.“

„Wo wohnt dieser Charlie und wie heißt er richtig?“

„Ich weiß es nicht, Jim kannte ihn besser. Sie verstanden sich gut, ich glaube nicht, dass der Charlie jemandem was zuleide tut. Und Jim war zu jedem sehr nett, der ideale Barmann, für jeden ein offenes Ohr.“

Sie schluchzte und holte ein Taschentuch aus der Hosentasche und schnäuzte sich

„Dann waren Paula, Sie und der dicke Charlie die letzten, die Jim sahen?“

„So ist es. Paula war schon früher gegangen.“

„Gut, das wär's erst einmal. Wenn Ihnen noch was einfallen sollte... Ich lasse ihnen einmal meine Karte da.“

Er reichte sie ihr, sagte ein kurzes „auf Wiedersehen“ und verließ die Wohnung und das Haus. Er musste nun den dicken Charlie finden!

Paula wohnte am Stadtrand bei ihren Eltern. Sie war genauso bestürzt über Jims Tod wie die anderen auch. Aber sie war damals in der Nacht vor allen anderen gegangen und wusste nichts weiter. Auch kannte sie den dicken Charlie nur flüchtig. Wo er wohnte und wie er richtig hieß, konnte sie auch nicht sagen.

Baumann hockte in der Holzbar am Tresen und hatte eine Tasse Kaffee vor sich stehen. Er saß auf der Höhe, wo Jim hinter dem Tresen gelegen hatte. Auf diesem Platz dahinter saß in der fraglichen Nacht der dicke Charlie. Das wusste er durch die Aussagen der Mädchen. Paula bediente heute an der Theke. Sein Handy meldete sich. Er drückte die Annahmetaste.

„Doktor Wolter hier. Wie ich dir schon sagte, Todeszeitpunkt gegen halb zwei Uhr nachts. Schuss von vorn, aus etwa einem Meter Entfernung. Der Tod trat gleich ein, Kaliber achtunddreißig“, schnarrte es aus dem Lautsprecher.

Baumann dankte und drückte die Auflegetaste. Ein schlanker, junger Mann setzte sich neben ihn.

„Du kennst doch den dicken Charlie?“ wandte sich Paula an ihn.

„Allerdings, was ist mit ihm?“

„Kommissar Baumann sucht ihn, wegen des Mordes an Jim.“ Sie deutete auf Baumann.

Der junge Mann wandte sich dem Kommissar zu.

„Der dicke Charlie wohnt in der Unionstraße, Ecke Breite Straße. Mit Nachnamen heißt er Rieder. So müssten Sie ihn eigentlich finden.“

Baumann dankte, trank seinen Kaffee, und zahlte, um dann in die Unionstraße zu fahren.

„Er ist nur manchmal hier“, rief ihm der junge Mann hinterher, als er davoneilte.

Das Haus an der Ecke Unionstraße hatte eine weiße Fassade und war vierstöckig. Baumann suchte den Namen des dicken Charlie am Klingelschild. Er fand ihn ganz unten. Er drückte den Klingelknopf. Nach einer Weile sprang die Tür auf. Baumann betrat einen kühlen, nach Reinigungsmittel riechenden Flur. An dessen Ende befand sich eine braune, halb geöffnete Tür. Er strebte darauf zu und klopfte. Nach einer Weile ertönte ein brummiges „Herein“. Er öffnete die Tür ganz und trat ein. In dem Raum voll Büchern, die sich auch am Boden stapelten, saß ein bärtiger Mann an die sechzig und hielt ein Buch in den Händen.

„Mordkommission, Baumann. Ich komme wegen des ermordeten Barmanns in der Holzbar. Sie waren in der Dienstagnacht dort anwesend?“

„Dienstagnacht, ja. Was sagen Sie, Jim ist tot?“ Seine Überraschung schien echt zu sein.

Der dicke Charlie legte das Buch weg.

„Als ich ging, lebte Jim aber noch!“

„Wann war das?“

„So gegen eins.“

„Besitzen Sie eine Waffe?“

„Außer meinem Knüppel hier nichts weiter.“ Er deutete auf einen Holzstock in der Zimmerecke.

Baumeister winkte ab.

„Dann ist also niemand mehr an diesem Dienstagabend in die Holzbar gekommen?“

„Niemand, bis ich ging. Nur einmal klingelte das Telefon. Es muss eine Frau gewesen sein, die da anrief.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Jim sagte immer Mäuschen.“

„Und worüber redeten sie?“

„Sie telefonierten nur kurz. Jim sagte nur, ich muss mal sehn, dann legte er auch schon auf.“

„Das ist wirklich wichtig. Sagte Jim sonst nichts mehr?“

„Nein, das war wirklich alles. Er wirkte danach ein wenig wütend.“

„Sie gehen oft in die Holzbar?“

„Hin und wieder, so einmal die Woche.“

„Kennen Sie Jim gut?“

„Geht so. Meistens hört er den anderen zu. Er selbst scheint keine Probleme zu haben. Nur manchmal ist er bei den Damen etwas zu beliebt, Sie verstehen?“

„Gut“, sagte Baumann, „das wär’s erst mal. Sie halten sich zu unserer Verfügung und falls Ihnen noch was einfällt... Hier.“

Er hielt dem dicken Charlie seine Karte hin, die dieser nahm und in die Gesäßtasche steckte. Baumann verabschiedete sich und ging.

Als er draußen war, rekapituliere er. Christel und Paula waren vor Charlie gegangen. Der dicke Charlie hatte Jim als letzter lebend gesehen. Was war danach geschehen? Er beschloss, die drei und Charlie ins Präsidium vorzuladen.

Baumann besprach mit seinem Assistenten einen Fall. Es war zehn. Um zehn hatte er die Mitarbeiter und den dicken Charlie vorgeladen. Er sah auf dem Flur nach. Sie waren alle gekommen. So bat er sie in den Raum für Besprechungen. Schneider, seinen Mitarbeiter, der einen dicken Bauch durch ein zu eng sitzendes Hemd betonte, bat er dazu.

Als alle saßen, begann er: „Ich habe Sie alle hierher kommen lassen, da es noch einige Unklarheiten im Fall des ermordeten Jim gibt. Herr Rieder ging als letzter und ist somit der Hauptverdächtige. Paula ist um Mitternacht gegangen, können Sie das bestätigen, Herr Rieder?“

„Ja“, sagte der dicke Charlie nickend.

„Und Sie Christel um halb eins?“

Sie antwortete mit einem „Ja“ und auch der dicke Charlie nickte.

„Wenn Sie, Herr Rieder um eins gegangen sind, muss Jim nach eins noch Besuch bekommen haben.“

„Aber wen?“

Der dicke Charlie blickte die drei Kolleginnen an: die Brünette, die Rothaarige und die Blondine.

„Das hoffe ich jetzt zu klären.“

Baumann war stehen geblieben und sah zu seinen Assistenten.

„Ich möchte nun wissen, wer von Ihnen mit Jim befreundet war.“

Die Mädchen wandten sich Karin Hofer zu.

„Du warst doch mit ihm zusammen“, sagte Paula.

Karin wurde kreideweiß, dann fing sie an zu zittern.

„Ja, ich war’s. Dieser Schuft ging immer zu Roswitha. Er hat es nicht anders verdient!“

„Dann riefen Sie kurz vor Feierabend an und fragten, ob er noch zu Ihnen käme?“

„Ja, so war’s. Aber er legte sich nicht fest. Da bin ich in die Holzbar, es kam zu einem Streit und ich erschoss ihn. Mit der Waffe, die wir zur Sicherheit immer in der Bar aufbewahren. Sie wissen, wenn man nachts noch als letzte da ist, da könnte was passieren...“

„Die Waffe nahmen Sie dann mit sich? Wir fanden sie nämlich nicht.“

„Sie liegt bei mir in der Kommode, Sie werden sie dort finden.“

Baumann rief den uniformierten Beamten, der Karin Hofer wegführte. Dann bedankte er sich bei allen Anwesenden, die betreten ihren Heimweg antraten.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“. Seine Geschichte „Wehmütige Weisen“ erschien neulich in der Anthologie „Es hört sich an wie eine Melodie“ im Geest-Verlag in Vechta. Die Beiträge wurden von Menschen mit Behinderungen verfasst.

Pfandflaschen

Als ich etwa zehn Jahre alt war, wohnten wir, das sind meine Eltern und mein kleiner Bruder, in Köln über einer Kneipe. Unser Eingang war über den Hinterhof zu erreichen, da mussten wir eine steile Stiege bis in den dritten Stock hochsteigen, und dafür beglückte uns ein grandioser Ausblick über besagten Hinterhof. Dort, wo die Stiege begann, befand sich auch der Hintereingang zur Kneipe, und der Wirt lagerte sein Leergut unter und neben der Treppe. Wir wohnten noch nicht lange dort, bis ich einmal mitbekam, dass das Leergut von einem Fahrer abgeholt wurde, und ich fragte ihn, neugierig wie ich war, wieso er das leere Zeugs denn abhole, man könne es doch viel einfacher gleich auf den Müll werfen. Da lachte er, gab mir fünf Pfennig und meinte: „Das ist bares Geld, Jong, für jede leere Flasche kriegste Geld, musst dir nur die Mühe machen, sie an die richtige Stelle zurückzubringen!“

Das hatte ich nicht gewusst. Ich dachte immer, meine Mutter bringt die Flaschen zur Mülltonne. Aufmerksam geworden fragte ich weiter. „Und wieso bringen Sie die weg? Gehören die nicht dem Wirt?“ – „Doch schon, der bezahlt mich dafür, dass ich die Dinger entsorge, dann teilen wir den Erlös. So hat er keine Arbeit und ich verdiene was dazu. Musste dir merken für später! Wenn du groß genug bist, kannst du ja meinen Job übernehmen. Das heißt, wenn du dann noch hier wohnst! Und nu, tschüß, muss weiter! Ich hab noch mehr Kunden!“

Das war ja interessant! Nun beobachtete ich genau, wann wie viele Flaschen dort gelagert wurden, und ich machte mich kundig, wo man denn leere Flaschen hinbringen musste, um dafür Geld zu bekommen. Da waren meine neuen Kumpel in der Schule hilfreich. Ich fragte sie vorsichtig aus und bekam auch gleich eine befriedigende Antwort: „Na, jeder Kiosk nimmt doch leere Flaschen zurück! Und im Konsum um die Ecke, da kannst die auch hinbringen! Sag mal, wieso weißt du das nicht, wo kommst du denn her? Aus Schwarzafrika? Hehe!“ Die Clique wollte sich totlachen über diesen Scherz, aber ich hatte ja meine Antwort. Ja, sie hatten Recht, ich wusste es nicht, weil ich bis dato wirklich mit meinen Eltern im Ausland gelebt hatte und da gab es so etwas wie Pfandflaschen nicht. Aber – jetzt war ich ja schlauer.

Das Universum war auf meiner Seite. Zwei Tage später schickte meine Mutter mich um eine Flasche Coca-Cola an jenem besagten Büdchen zu kaufen. Auf dem Weg nach oben verglich

ich die Flasche mit denen, die als Leergut an der Treppe lagerten. Bingo! Baugleich! Aufgeregt begann ich zu planen. Wie und wann konnte ich es am besten anstellen? Am darauf folgenden Tag zog ich eine der leeren Flaschen aus dem Kasten, steckte sie unter meine Jacke und eilte im Laufschrift, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, zum Büdchen und überreichte dem Betreiber die Flasche. „Soll ich zurückbringen!“, murmelte ich, aber er blickte gar nicht von seiner Zeitung hoch, griff in die Registrierkasse und drückte mir 30 Pfennig in die Hand. Das war ja einfach! Jetzt musste ich das Geld nur vor meinem Vater verstecken und dann überlegen, was ich mir davon kaufen wollte. Da ich aber davon ausging, dass 30 Pfennig nicht sehr weit reichten und weil es außerdem so einfach gewesen war, wiederholte ich die Aktion noch mehrere Male in den nächsten Tagen und hatte bald drei Mark in der Hand. Drei Mark! Ein Vermögen! Ich bekam 50 Pfennig Taschengeld und die gab ich immer gleich aus, obwohl mir meine Mutter sagte, ich solle doch sparen.

In einem Geschäft auf dem Schulweg kaufte ich am nächsten Tag zwei Kanonenschläge. Dann zündete ich einen davon im Hinterhof, als ich von der Schule zurückkam. Nie hätte ich gedacht, dass die Dinger derart viel Krach machen! Und im geschlossenen Hof! Das Ding knallte so laut, dass einige der Fensterscheiben im Erdgeschoss klirrten und etliche Bewohner erbost aus den Fenstern schauten. Leider auch mein Vater, den mein Böller aus seinem Mittagschlaf gerissen hatte. Nie im Leben hätte ich ihm zugetraut, es mit einem solchen Affenzahn die drei Treppen herunter zu schaffen. Er war ja schon über vierzig, also ziemlich alt, aber – er erwischte mich in flagranti, als ich den zweiten Böller zündete! Und die Ohrfeige, die ich in meinem jugendlichen Triumph nicht kommen sah, verdarb mir ein für alle Mal die Lust an jeglichen Böllern, Kanonenschlägen, Silvesterraketen oder ähnlichem Gedöns.

Die Tatsache allerdings, dass ich das Geld für die Böller durch die Rückgabe von geklauten Pfandflaschen ergaunert hatte, die blieb ihm unbekannt. Also sah ich keinerlei Hindernis darin, diese so erfolgreiche Strategie weiter zu verfolgen. Ich habe mir dann von dem Pfandgeld sinnvollere Sachen gekauft, wie z. B. eine kleine Schachtel Lord-Zigaretten mit fünf Stück darin für eine Mark.

Michaela Kaiser

ist 1955 in Berlin geboren und lebte bisher überwiegend im Ausland. Ihr abwechslungsreiches und abenteuerreiches Leben hat sie nun hinter sich gelassen und ist im schönen Allgäu sesshaft geworden. Verschiedene Publikationen, Kurzgeschichten und biografische Romane von ihr sind bereits erschienen, u. a. im Karina Verlag, bei ETS, bei Pigentar und im Verlag Roter Drache. mkaiser56.wixsite.com/website

Der Lektor

Ich bin ein gelassener Mensch! Wer mich kennt, wird fraglos zugeben müssen: *Das ist ein ruhiger, gelassener Mensch.* Und ruhige und gelassene Menschen bringt man so leicht nicht aus der Fassung. Es bedarf schon eines besonderen Anlasses, sollte mir einmal der Kamm schwellen.

Momentan ist er geschwollen! Und zwar so stark, dass ich vorsichtshalber unter dem Türrahmen den Kopf einziehe, als ich das Verlagsgebäude betrete. Wo sitzt dieser Mensch? Ich husche zum Pförtner hinüber und hole tief Luft. Es braucht ja nicht gleich jeder im Umkreis zu sehen, wie sehr ich in Rage bin. Als ich vor der Pförtnerloge die Notbremse ziehe, ausrutsche und mir den großen Zeh stoße, bin ich fast schon wieder die Ruhe in Person.

„Wo finde ich diesen **Unmenschen**, diesen Dr. **Ungemach**?“, herrsche ich den ahnungslosen Mann hinter der blankpolierten Glasscheibe an.

Der zuckt sichtbar zusammen, schaut kurz in mein vor Wut verzerrtes Gesicht, danach etwas länger in sein Telefonverzeichnis, sucht hastig und verrät mir voller Ergebenheit die Zimmernummer. Offenbar sieht er darin die einzige Chance, den bitteren Kelch einer Attacke an sich vorüberziehen zu lassen.

Zimmernummer 33! Das passt zu diesem Lektor. Hätte die Zahl 32 nicht auch genügt? Oder 31? Aber nein, es muss diese Nummer sein. Warum ich jene Ziffernfolge nicht mag? Weil ich jetzt bereits 33 Mal erfolglos versucht habe, ein Manuskript bei diesem Verlag einzureichen. Und von diesen 33 Versuchen sind 38 fehlgeschlagen.

Wie das rechnerisch zu erklären ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Schließlich bin ich kein Mathematiker, sondern Autor. Und ein ziemlich guter obendrein; auf jeden Fall ein sehr fleißiger. Offenbar sind einige meiner Werke so umwerfend, dass sie aus prophylaktischen Gründen gleich **mehrmals** abgelehnt werden müssen.

Die Füße zur Faust geballt steige ich mühsam die glänzenden Stiegen bis zum dritten Stock empor, schnaufe wie eine Lokomotive. Das ist gut. Das hebt meine Stimmung, macht mich unbesiegbar.

Als ich keuchend oben angekommen bin, bemerke ich eine Aufzugstür, die sich gerade öffnet. Ah, einen Lift haben sie hier auch. Das muss ich wohl übersehen haben ... Schwamm drüber. Heute werde ich mir persönlich anhören, was dieser Dr. Ungemach gegen mich einzuwenden hat. Auf seinen Tisch werde ich mein bescheidenes Manuskript schmettern, ihm in seine hartherzigen Augen starren und Rechenschaft fordern. Blut wird fließen. Sein Blut. Hoffentlich ...

Es geht einfach nicht an, dass diese Lektoren – was glauben sie, wer sie sind? – sich anmaßen, ihre Urteile über unsereins zu fällen, gar den Stab zu brechen. Zuweilen scheint mir, sie verstehen die Inhalte nicht. Ich aber habe mein letztes Werk mitgebracht und werde anhand dieses Zeugnisses die Erklärungsnot des Dr. Ungemach zu genießen wissen. Bevor ich ihn würge.

Im Geiste sehe ich ihn schon vor mir, wie er sich in seinem Anzug hin und her windet. Wie ein in den weit entfernten kirgisischen Gewässern vor sich hin vegetierender winziger Zwergaal. Nach Ausreden suchend, die Flucht aus dem dritten Stockwerk und somit den feigen Suizid in Erwägung ziehend.

Auch ich kann nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, ich wüsste, was ein kirgisischer Zwergaal sein soll. Jedenfalls windet er sich.

Endlich stehe ich schnaubend vor Zimmer 33 und entziffere die Inschrift:

Dr. Ungemach, Lektorat Belletristik.

Guuut. Meine Faust trommelt gegen die Tür. Stille. Ich warte. Wahrscheinlich wurde ihm mein Kommen telefonisch angekündigt, und er hat sich vorsichtshalber in einer Schublade verkrochen, der Wurm. Aber das wird ihm nichts frommen. Hic Rhodus, hic salta! Das ist griechisch und heißt wörtlich übersetzt: Friss Vogel – oder stirb! Erneut kracht meine mittlerweile empfindlich schmerzende Autorenhand gegen die Bürotür, die sich in gleichem Maße unnachgiebig zeigt wie der Büroinhaber; diesmal muss er es gehört haben. Feigling!

Wieder keine Reaktion. Ich schaue auf die Uhr. Es ist halb eins, Mittagszeit. Möglicherweise lümmelt er in der Kantine herum und schlägt sich den feisten Bauch voll. Auch mir knurrt der Magen. Aber das ist ganz prima, hungrig bin ich ungenießbar. Ein Kämpfer, ein Taifun.

Meine Hand greift zum Knauf, ich drehe ihn, die Tür öffnet sich. Beherzt stoße ich sie auf, trete ins Zimmer wie einst Lady Macbeth und finde es – verwaist. Auch gut, denke ich. Dann werde ich ihn eben hier in Empfang nehmen, wenn er vom Essen kommt. Ich rücke den Besucherstuhl näher an seinen Schreibtisch, lege meinen Roman auf die Tischkante, nehme in freudiger Erwartung Platz und stecke mir unaufgefordert eines jener weißen Bonbons in den Mund, die für den Besucher so einladend in der bunten Glasschale auf dem Fenstersims liegen. Ich bin so frei.

Das Bonbon ist hart, etwas porös, und weil ich es scheußlich finde, spucke ich es in hohem Bogen wieder aus. Es landet auf den Teppichfliesen, genau an der Tür. Das nächste schmeckt ebenso widerlich. Und alle folgenden. Also, den Geschmack seiner Bonbons betreffend, kann ich eines schon mal ruhigen Gewissens behaupten: Im Gegensatz zu mir weiß dieser Mann nicht, was Qualität bedeutet!

Mein verträumter Blick wandert aus dem Fenster und bleibt an der gegenüberliegenden Dachrinne hängen. Man müsste mal die Biographie einer verzinkten Dachrinne schreiben ... Ideen wie diese sind es, die mich als Autor so unvergleichlich machen, einzigartig, wertvoll.

Und diese blinden Lektoren sehen den Wald vor Bäumen nicht, verkennen die Genies, welche literaturbeladen und voller Demut an ihre Tür klopfen. Werfen sie hinaus, treten sie mit Füßen. Wie Fußmatten.

Der Zeiger hat die Ein-Uhr-Marke passiert und schickt sich an, in gewohntem Rhythmus weiter zu kriechen, als ich mir eines dieser lächerlich dünnen Manuskripte schnappe, die auf dem Schreibtisch ihr karges, ihr unbedeutendes Dasein fristen. Wenig interessiert blättere ich im Buche eines Mitkonkurrenten.

Der Romanheld hat ein Verhältnis mit seiner Schwiegermutter! Und mit seinem Schwiegervater! Ein äußerst enges ...

Das ist die Höhe! Derartigen Schweinkram reißen sie den Autoren aus den schmutzigen Händen, meine fesselnden Abenteuerromane jedoch lehnen sie ab. Ich lege das Werk wieder zurück, da öffnet sich die Tür und herein stapft der Mensch, den ich gleich erwürgen werde.

„Guten Tag“, sagt der Ahnungslose freundlich, bückt sich, und sammelt umständlich die Bonbons auf, die ich in kunstvollem Muster um den Schreibtisch herum auf den Boden gespuckt habe. „Was ist denn hier passiert?“, will er wissen.

Wenn er denkt, dass ich ihm auf diese provokative Frage antworte, irrt er. Ich hülle mich – in Schweigen. Starre ihn nur aus zwei Augenschlitzen an und schlage mit der Rückhand auf mein eindrucksvolles Manuskript. Wieder und wieder. Nicht minder provokant.

Als der Mann, der übrigens einen Kopf größer sein dürfte als ich, die weißen Bonbons alle eingesammelt hat, legt er sie zurück in den Glasbehälter am Fenster und gießt etwas Wasser darüber.

„Wissen Sie“, will er jetzt von mir erfahren, „wer die Steinchen aus der Hydrokultur auf den Boden geworfen hat?“

„Hydrokultur? Keine Ahnung“, säuselt es verschlagen aus meinem Mund. „Die lagen schon dort, als ich herein kam ...“

Was gehen mich seine abscheulich schmeckenden Hydrokulturen an? Er sollte besser meine Manuskripte lesen. Weil sich jedoch ein Mindestmaß an Höflichkeit schickt, stelle ich mich vor, ich möchte unbedingt sehen, wie er reagiert:

„Tobias ...“, ich lege eine Kunstpause ein, bevor ich meinen Nachnamen nenne, „Streber!“

„Ungemach“, sagt er fröhlich und reckt mir seine Pranke entgegen. Ich greife sie, er drückt heftig zu. Autsch! Gut. Gut, ich werde ihn später würgen, diesen *Dr. Ungetüm* ...

„Nun“, eröffnet er die Unterhaltung. „Was kann ich für Sie tun?“

Auf eine solche Frage bin ich nicht vorbereitet. Hat er meinen Namen nicht verstanden? Was er für mich tun kann? Eine ganze Menge, schätze ich. Ich komme sogleich auf meine 33. Manuskripteinreichung zu sprechen, schiebe ihm das Exemplar vor die Nase und frage, was ich noch alles schreiben soll, bevor man mir die gebührende Achtung zollt.

Er blättert einige Zeit in dem exorbitanten Werk, nickt ein paar Mal stumm und murmelt schließlich: „Ja, ja. Ich erinnere mich. Wir haben viel darüber ... gesprochen. Im Kollegenkreis.“

„So, im Kollegenkreis wurde darüber diskutiert“, entgegne ich aufgebracht, „aber letztendlich passte es doch nicht **ins Konzept** des Verlages, he ...?“

„Lassen Sie mich vorab eines sagen: Sie schreiben ...ungewöhnlich.“

Das hätte nicht kommen dürfen. Ungewöhnlich. Was will das schon heißen? Wir hatten einen in der Klasse, der in jedes Diktat mindestens 25 Fehler eingebaut hat. Das war ungewöhnlich!

„Ich recherchiere meine Geschichten eben genauestens“, sprudelt es aus mir heraus.

„Natürlich schleicht sich selbst bei mir mal hie und da ein Rechtschreibfehler ein, davor sind wir nicht gefeit. Niemand! Aber dafür sind Lektoren ja auch da, nicht?“

Er sollte mal meine Rohentwürfe lesen, bevor ich sie korrigiert habe. Entwürfe, bei denen ich mitunter selbst nicht mehr erkennen kann, was ich an der einen oder anderen Stelle gemeint haben könnte, weil ich beim raschen Hinschreiben mehrere Buchstaben, vorzugsweise Vokale, ausgelassen habe. Dann steht da schon mal: Bsorthns oder Umfernpft anstelle von Besorgnis und Unvernunft. Ich meine, das wäre doch mal was.

„Das ist es nicht, wovon ich rede“, spricht Dr. *Ungemütlich* frei von der Seele weg.

„Schreibfehler passieren allen. Was uns an Ihrem Stil etwas irritiert, sind ... andere Dinge. Ich möchte Ihnen ein paar Beispiele geben, damit Sie wissen, worauf unsere Kritik im einzelnen abzielt.“

Aha! Jetzt hüpfte die Katze aus dem Eimer. Kritik will er üben. Er. An mir! Wenn er sich da mal nicht übernimmt. Lässig schlage ich meine Beine übereinander, die Überlegenheit in Person.

„Ja, ich habe mir seinerzeit ein paar Notizen dazu gemacht“, sagt Dr. Ungemach, öffnet eine Schublade, sucht, zieht ein Blatt Papier hervor und betrachtet es kurz.

Dann schlägt er mein Werk auf, sucht erneut, wirft mir einen kurzen Blick zu und liest laut:

„*Sie räkelten sich an den Stränden von Las Vegas, schauten aufs offene Meer hinaus, zählten die pittoresken Fischerboote, und die Sonne spiegelte sich auf ihrer glänzenden, nackten Haut.*“

Gebannt lausche ich meinem eigenen Roman. Wie einst Mozart seiner Musik. Noch niemals habe ich gehört wie ihn ein Fremder vorgelesen hat. Es klingt phantastisch. Mein Selbstwertgefühl erhebt sich. Ich starre ihn erwartungsvoll an. Was hat er gegen eine solch plastische Eröffnung? Hoffentlich liest er weiter...

„Sehen Sie, Herr ... Streber“, sagt er, „man liegt am Strand von Waikiki, in Ipanema, man geht spazieren in Acapulco. Aber doch nicht am Strand von Las Vegas!“

„Was nimmt Sie gegen Las Vegas ein?“, frage ich lauernd. „Dass dort ein Spielerparadies ist, weiß schließlich jeder. Diese ungewöhnlichen Orte sind es ja gerade, die mich – unter anderem – von Hemingway unterscheiden! Nicht nur unsere Vornamen. *Seine* Strände sind die berühmt-berüchtigten, *meine* die etwas weniger bekannten, deshalb aber nicht weniger interessanten. *Seine* Themen sind die Fische, *meine* die Liebe. *Er* heißt Erwin, *ich* heiße – Tobias.“

„Das ist es nicht, was ich meine, Herr Streber“, versucht Dr. Ungemach mir klar zu machen, was ihm an Las Vegas explizit missfällt. „Aber Las Vegas liegt in Nevada!“

„Da sehen Sie’s!“, kontere ich schlagfertig. „Nicht nur Western können in Nevada spielen, sondern auch Liebesgeschichten.“

Das nimmt ihm den Wind aus den ohnehin schlaffen Segeln, dessen bin ich mir gewiss.

„Sie verstehen mich nicht, Herr Streber. Nevada hat eigentlich nicht so viele Strände. Nevada liegt überhaupt nicht am Meer! Es liegt mitten in der Wüste ...“

Wo er recht hat, hat er recht. Auch mir kamen anfangs Bedenken bezüglich der Örtlichkeiten. Im Nachhinein wäre es wohl doch besser gewesen, ich hätte auf meine Frau gehört und das ganze an die Meeresstrände Boliviens verlagert. Das kann ich noch immer nachholen. Aber muss man deswegen ein Buch ablehnen? Das ist geradezu lächerlich. Er verkauft den Bären, bevor er ... das Fell...erschossen hat.

„Im Übrigen hieß er Ernest.“

Mein leerer Blick streift ihn.

„Hemingway. Sein Name war Ernest, nicht Erwin.“

„War?“, frage ich erschrocken. „Ist er tot?“

Dr. Ungemach nickt nur traurig und blättert weiter.

„Das tut mir leid“, versuche ich ein wenig Mitgefühl für den soeben Verblichenen zu heucheln.

„Wenn Sie Ihren Protagonisten selbst erzählen lassen“, schiebt der Lektor nach, „schreiben Sie **Ich** immer groß. Z. B. hier: ...*sagte Ich ihr, dass Ich auf keinen Fall zu ihr zurückkäme, und Ich wäre fest dazu entschlossen.* Warum?“

„Das ist **Mir** auch aufgefallen!“

„Oder da“, fährt Dr. Ungemach unbeeindruckt fort. „Sie schreiben: Darüber war er so erzürnt, dass er dem Papst glatt eine Audienz verweigerte.“

„Mein Romanheld ist Atheist. Das war einer meiner genialsten Einfälle“, erwidere ich stolz.

„Es bedarf in der Tat einer gehörigen Portion Selbstvertrauen, einen solchen Gedanken zu Papier zu bringen. Wann, ich frage **wann** hat ein Schriftsteller es je gewagt, die über alles erhabene Religion zum Thema zu machen? Sich gar mit dem Vulkan anzulegen?“

Der Lektor schaut mich von der Seite an.

„Mit dem Vatikan, meinen Sie?“

„Meinetwegen“, entgegne ich. „Mit dem Vatikan. Weil den meisten dazu der Mut fehlt! Mir nicht, wie Sie unschwer erkennen.“

„Herr Streber“, holt Dr. Ungemach aus, „noch **nie** hat jemand einem Papst eine Audienz verweigert!“

„Weil sich bisher keiner **getraut** hat! Ich schon, wie Sie sehen.“

Angriffslustig trommeln meine Finger auf seinem Schreibtisch. Gegen dieses Argument ist selbst ein Lektor seines Kalibers machtlos. Und auch seine großen Hände helfen ihm da überhaupt nicht weiter. Dennoch gibt er sich noch nicht ganz geschlagen.

„Es ist der **Papst**, der die Audienzen gewährt! Die anderen kommen oder sie lassen es.“

Ich bin der Ansicht, dass mein Gegenüber jetzt kleinlich wird. Das ist schlichte Haarspalterei. Ob er mir oder ich ihm oder wer mit wem oder was weiß ich. Was spielt denn das für eine Rolle in einem Roman, der vor Spannung nur so knistert?

„Unsere Lektoren sind beim Lesen übrigens pausenlos eingeschlafen“, bemerkt er nebenbei. „Alle! Sie schreiben auf Seite 229, gleich nachdem Sie die Einleitung des Romans beendet haben, ich zitiere: ... fielen taubengroße Hagelkörner vom unheilschwangeren Himmel ...“

„Nicht wahr“, greife ich den Faden auf, „diese Schilderung ist präzise. Der Leser weiß das Szenarium sogleich einzuordnen.“

Es gibt Momente, da bin ich von mir selbst begeistert. Da fühle ich, wie die Literatur sich meiner bemächtigt. Wie die Muse mich berührt, mich küsst, umgarnt, umarmt. Vergewaltigt gar. Und in solchen Augenblicken fließt es aus mir heraus, wie aus einem speienden Vati -- **Vulkan**. Da spüre ich die latente Genialität in mir brodeln. Da verblassen Schiller und Goethe zu bloßen Papierbeschmutzern.

„Hagelkörner von Taubengröße sind ja nun eher die Ausnahme, Herr Streber“, gibt Dr. Ungemach nicht auf. „Eine Taube wiegt über hundert Gramm. Was Sie meinten, war vielleicht: Tauben-Ei-Größe, oder?“

Die meiste Zeit im Leben muss sich ein begnadeter Schriftsteller mit derartigen Nichtigkeiten herumschlagen. Wie kann man nur so pedantisch sein? Aber der Lektor ist noch immer nicht fertig.

„Im 43. Kapitel packt Ihr Held ein Cembalo in seine Hülle ein und legt es in den Kofferraum seines Cabrios. Herr Streber, Sie wissen, was ein ... Cembalo ist?“

„Natürlich, schließlich habe ich den Roman geschrieben! Er heißt zufällig: Das Cembalo.“

„Ich weiß, Herr Streber, ich weiß. Wann haben Sie zuletzt ein Cembalo getragen?“

„Es hat Saiten.“

„Wann?“

„Meine Frau besitzt eins.“

„Wann? Ich bitte Sie, Herr Streber.“

„Das trage ich ihr immer ins Auto ...“

„Sie meinen nicht zufällig ein ...Cello?“

„Ja, wenn Sie mich jetzt so fragen ... es ist eine ziemlich kräftige Geige ...“

Dieser Kerl geht mir auf die Nerven mit seiner Besserwisseri. Soll er doch selbst ein Buch schreiben. Cembalo oder Cello, was macht das für einen Unterschied, frage ich? Die Hauptsache, es kommt Musik heraus.

„Ein Cembalo, mein lieber Autor, ist ein Musikinstrument, welches einem Flügel sehr ähnlich sieht und als dessen Vorläufer zu betrachten ist. Kein Mensch trägt ein Cembalo so einfach weg, packt es ein und legt es in seinen Kofferraum!“

Der Lektor fährt unbeirrt fort: „Auf Seite 763 lese ich: ... *fiel mit lautem Krachen jene Renaissancestatue vom Sockel, die einst Magellan wohldosiert mit Dynamit aus den berühmten Marmorsteinbrüchen Norditaliens gesprengt hat*. Welcher Teufel hat Sie denn da geritten?“

„Sie haben das richtige Wort gewählt!“, reagiere ich blitzschnell. „Wenn der Literaturteufel mich packt, lässt er mich zuweilen gar nicht mehr los. Mit dem Zerbersten dieser Statue bringe ich die ganze Zerrissenheit der Gesellschaft zum Ausdruck. Erkennen Sie das nicht?“

„Dynamit, mein Lieber, wurde erst Mitte des Neunzehnten Jahrhunderts von dem Schweden Alfred Nobel erfunden. Und *Magellan* war Seefahrer. Sie meinen wahrscheinlich *Michelangelo*. Und dem wäre es nicht im Traum eingefallen, Dynamit, selbst wenn er es gehabt hätte, zu benutzen, um seine Kunstwerke aus dem Fels zu sprengen.“

Man erkennt eines sogleich: Dieser Mensch weiß meine Wortgewalt nicht richtig zu schätzen. Soll ich mich überhaupt weiter mit ihm verbal auseinandersetzen oder ihn bloß ein bisschen würgen?

„Ich will nicht noch einmal das gesamte Buch durchsehen“, bereitet er das Ende dieser Unterhaltung vor, „aber ich erinnere mich, dass Ihr Protagonist einmal, das war noch ziemlich am Anfang, plötzlich wütend ein Fenster aufreißt, den Abschiedsbrief seiner Verlobten zerfetzt und hinaus wirft.“

„Sehen Sie“, entgegne ich verträumt, „diese Szene hat selbst Sie mitgenommen.“

„Herr Streber. Der Mann saß zu dem Zeitpunkt in einem **U-Boot!**“

„Ich liebe U-Boote. Wie sie in den weiten Tiefen der Ozeane versinken, in der Stille der ewigen Nacht.“

„U-Boote haben gewöhnlich keine Fenster, Herr Streber.“

„**Dieses schon!**“

Warum wird er denn plötzlich so laut? Schreie ich vielleicht? Nein. Jedenfalls nicht viel lauter als er. Dazu besteht auch kein Anlass. Dr. Ungemach wirft mir einen Blick zu, den ich nicht zu deuten vermag, bevor er stumm weiter liest. Plötzlich hebt er die Augen und starrt mich an.

„Herr Streber. **Sie** haben Germanistik studiert?“

„Ja! Wochenlang.“

„Wo?“

„An der Universität.“

„Das hatte ich mir gedacht. Ich meine, an welcher Universität?“

„An der ...na, wie sagt man? Es war ganz im Norden ...“

„In Lübeck?“

„Sie sind dicht dran. – In Garmisch!“

Dr. Ungemach schüttelt den Kopf, wischt sich die Stirn ab und sagt:

„Hier schreiben Sie nämlich: *Die Champinjon-Suppe war vergiftet*. Herr Streber! Wie schreiben Sie denn Champignon?“

Möchte er mich jetzt auf meine Deutschkenntnisse prüfen? Dieser literarische Wicht? Mich, der ich als eine der Hoffnungen der Szene gelte?

„Wie man es spricht“, entgegne ich dem Ignoranten. „Mit **Sch**, wie Spinat, dann folgt **ampinjon**. Nichts leichter als das. Wenn Sie allerdings diese alberne Neue Deutsche Rechtschreibung bevorzugen ...“

Dr. Ungemach winkt müde ab, blättert weiter. Plötzlich sagt er: „Diese Stelle hat uns besonders irritiert: *Sie wendete sich ab mit Krause*.“

„Das ist eine Redensart!“, entgegne ich ungeduldig.

„Mit *Grausen*, meinen Sie.“

„Mit wem?“

Der Mann schüttelt pausenlos sein Haupt, während er weiter mein Werk durchwühlt. „Auf Seite 1340 lassen Sie zum ersten Mal durchsickern, dass Ihr Held 31 Jahre alt ist und eine neunzehnjährige Tochter hat.“

„Meiner Ansicht nach wird das Verhältnis zwischen Vätern und Töchtern umso inniger, je geringer der Altersunterschied ist. Sie leben in der gleichen Zeit, hören dieselbe Musik, tragen die gleichen Pullis ...“

Er unterbricht mich jäh, indem er das Buch hörbar zuklappt.

„Herr Streber, dieses Buch ist voller Fehler! Wenn der Vater 31 ist und die Tochter 19, dann hätte er sie mit 11 Jahren gezeugt. Wie soll das gehen?“

„Frühreif? Damals waren die Menschen ...“

Dr. Ungemach lässt nicht locker und öffnet mein Werk erneut:

„Oder an dieser Stelle: ...während der tagelangen Zugfahrt nach Tahiti verführte sie ihn 25 Mal ... und anschließend hier ... packte er sie, hob sie mit beiden Händen hoch und setzte sie grob auf den Barhocker.“

Was hat dieser Mann gegen Barhocker? Barhocker sind stabil, jeder kennt sie, und Frauen machen sich gut darauf.

„Wie lange dauert wohl so eine Zugfahrt?“, bohrt er weiter. „Außerdem ist Tahiti eine Insel. Dorthin gelangt man mit dem Schiff!“

„Das habe ich nicht geschrieben!“

„Doch! Da steht es. Aber 200 Seiten vorher hat Ihr Held bei einer Explosion den linken Arm verloren. Wie, glauben Sie wohl, hat er die Dame auf den Hocker gehoben?“

„... Er ist sehr kräftig ...“.

„Und hier“, versucht er mich erneut aufs Glatteis zu führen, „schreiben Sie, der Vater Ihres Helden sei 67, und seinen Hund Mufty besitzt er seit seinem 15. Lebensjahr. Das bedeutet, das Tier ist mindestens 52. Hunde werden im allgemeinen 12 oder 14 Jahre. Dieses Tier ist viermal so alt. Wie erklären Sie das?“

„Er bekam immer feinstes Dosenfutter ...“

„Außerdem finden wir“, unterbricht er meine fruchtbaren Gedankengänge, „dass Ihr Buch mit knapp 3000 Seiten und 400 Kapiteln etwas zu umfangreich ist, um es zu publizieren. Zudem schlafen einige unserer Lektoren noch immer. Dem Leser würde es nicht anders ergehen. Es tut uns leid. Am besten, Sie streichen 399 Kapitel und machen eine Kurzgeschichte daraus. Meine Sekretärin wird Ihnen einige passende Verlage nennen.“

Ich erhebe mich, ergreife das Manuskript mit beiden Händen, schaue ihm noch einmal voller Verachtung ins Gesicht und verzichte. Ja, ich verzichte darauf, ihn zu würgen. Er ist es nicht wert. Haben Schiller und Goethe ihre Verleger gewürgt? Nein! Soll ich mich über die beiden stellen? Nein.

Obwohl ...

Franz Wolf

Ich bin geboren in Stuttgart, habe die dortige Schauspielschule absolviert und im Anschluss lange Zeit an deutschen Bühnen zugebracht. Saarbrücken, Gießen, Münster, Stuttgart. Ich habe bei einigen Fernsehproduktionen mitgewirkt und bin eine Zeitlang als Sprecher beim Rundfunk tätig gewesen.

Vor einiger Zeit habe ich den Pilotschein erworben, eine intensive Erfahrung, die sich jedoch, im Gegensatz zu Exupéry oder Dahl, in meinen Arbeiten kaum widerspiegelt.

Seit vielen Jahren schreibe ich unter den Pseudonyma Francesco Lupo und Lars Andersson. In dieser Zeit sind zehn Romane, zahlreiche Kurzgeschichten und Satiren entstanden. Darunter die Glosse über Andreas Kieling und seine Selbstdarstellung.

Meine Themen ranken sich im Belletristik-Bereich um SF, Phantasie, Humor, Gegenwart, Horror, Thriller und im Besonderen um gnadenlose Kirchenkritik.

Denis Johnson

Energie und unsterbliches,
extrem leises weißes Licht,
schwarze Hydranten,
das fiebrige Gefühl der Suche
nach etwas, das immer außerhalb
ist und nie kommt,
bisschen Pathos,
bisschen Show-Off,
sehr viel Gefühl für eine
zu enge Form,
(wie häufig, bei vielen)
trotzdem irgendwie
verwaschen;
Wörter, die man nicht mehr
sagen kann,
eine Zeit, die vorbei ist
– und ein Mensch.

Nicht da

Das Warten
auf die bessere
Zukunft

ist die schlechtere
Gegenwart

Johannes Witek

geboren 1981 in Linz, lebt in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften + paar Bücher. Letzte Einzelveröffentlichung: Salzburg Flood. Gedichte. container press, 2019. YouTube: Rostige Gießkanne des Todes.

Der Fischer

Schwankend
zwischen starken Wellen
im Hin und Her
des Wassers Macht,
der ferne Horizont
bleibt finster wie die
Nacht

Nur Möwen,
ungeliebte Gäste,
folgen dem Kutter,
belegen Plätze,
warten auf leichtes
Futter

Der Fang war diesmal
hoffnungslos,
zu stürmisch war's,
das Netz verloren.
Dem Fischer raubte es
den Mut.
Zurück zum sich'ren
Hafen schnell,
dort war er dann
wie neu geboren

The Fisherman

Tossing between
strong waves,
and to and fro
of water's power.
The far horizon
seemed dark as
the night,
but only lower

Some seagulls,
visitors unloved
follow the fishing-smack,
and occupy
the deck,
awaiting easy pray

The catch was meager
to ignore.
It was too stormy,
waves too high.
The fishing-net was lost,
the fisherman discouraged,
no word from him,
only the deepest sigh.
But reaching safe harbour,
his spirits were high



Temperatursturz
Schwalben fliegen tief
Vorboten nahen Regens

Drop in temperature
Swallows fly low
Early sign of rain

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Sommergold

Du bist das Gold
auf den Feldern
im Sommer –
wogende Reife
bis zum Horizont.
Lass mich ein Korn sein
und in dir wachsen.

Sommernacht

Im Mondlicht erwacht
die stumme Nacht.
Nun singt sie und tanzt.
Wie im Traum
glüht ein Baum
in magischem Schein.
Was mag es wohl sein,
das die Sinne verwirrt?
Es flüstert und bebt,
was totgeglaubt lebt.
Die Erde atmet tief.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Ihre Gedichte, Kurzgeschichten und Märchen wurden sowohl als Einzeltitel als auch in diversen Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. Einige ihrer Texte wurden ins Russische, Litauische und Italienische übersetzt. 2018 erschien ihr zweiter Lyrikband „Die Heide hat lila Augen“. Sie hat mehrere Preise gewonnen, darunter den Opus Magnus Discovery Award in den USA für ein englischsprachiges Romanmanuskript. Edda Gutsche ist journalistisch tätig und hat insbesondere zu kulturhistorischen Themen diverse Artikel, Buchbeiträge und Bücher auf Deutsch und Polnisch verfasst.

Kochrezept: „Lachsforellenfilet mit Salzkartoffeln und saure Sahne- Joghurt-Sauce“ von Gert W. Knop

Zutaten (für zwei Personen)

600 g mehligkochende Kartoffeln
180 g Lachsforelle (mit Haut)
drei Frühlingszwiebeln
200 g saure Sahne (ein Becher)
150 g Naturjoghurt
Zwei Teelöffel (gehäuft) mittelscharfer Senf
Zwei Teelöffel (gehäuft) Tafel-/Gemüsemeerrettich
Ein gehäufter Teelöffel Bio-Instant-klare Hühnerbrühe
Meersalz und frisch gemahlener schwarzer Pfeffer



Zubereitung:

1. Kartoffeln schälen und in fingerdicke Scheiben schneiden, dann in Salzwasser mit einem gehäuften Teelöffel Bio-Instant-klare Hühnerbrühe geben.
2. Frühlingszwiebeln in Ringe schneiden, waschen, trockentupfen und in eine Schüssel geben.
3. Lachsforelle teilen und in ein Drahtsieb legen, mit Meersalz und frisch gemahlenem schwarzen Pfeffer würzen.
4. Kartoffeln zugedeckt ca. 15 Minuten kochen lassen.
5. Saure Sahne, Joghurt, Senf und Meerrettich zu den Frühlingszwiebeln geben, mit Meersalz und frisch gemahlenem schwarzen Pfeffer würzen. Alles gut vermischen.
6. Das Drahtsieb mit dem Lachsforellenfilet oben auf den Topf mit Kartoffeln legen und abdecken. Weitere zehn Minuten die Kartoffeln kochen lassen und das Lachsforellenfilet dämpfen.
7. Kartoffeln abgießen und mit dem Lachsforellenfilet und der Sauce servieren.

Mein Urteil: ein Klassiker der schlichten Küche, schnell gemacht, lecker und farblich ansprechend!

Nachgekocht durch Andrea Herrmann

Rezension „Sami und der Wunsch nach Freiheit“ von Rafik Schami

Scharif erzählt die Geschichte von seinem Freund Sami und deren gemeinsamer Kindheit in Damaskus. Samir ist ein sensibler und tollkühner Draufgänger, der sich im Verlauf seines Lebens zahlreiche Narben eingehandelt hat. Hinter jeder davon steckt eine Geschichte, die uns ein Portrait von Sami zeichnet. Am schmerzhaftesten ist jedoch die Liebeswunde an seinem Herzen. Aufgeschrieben wurde die Geschichte von Rafik Schami, der ebenfalls aus Damaskus stammt.

Die Ähnlichkeit zwischen dem Überwachungs- und Spitzelsystem Syriens und der DDR ist nicht zufällig, denn die DDR diente als Vorbild. In dieser Atmosphäre der Ungerechtigkeit und der Brutalität, von Verrat und Solidarität wachsen Scharif und Sami auf. Das autoritäre Schulsystem erzieht die Jugendlichen nicht zum selbstständigen Denken, sondern ähnelt eher einer Militärkaserne. Die Jungs haben jede Menge Streiche im Sinn, bewegen sich dabei aber auf dünnem Eis. In der Diktatur kann man für einen falschen Satz verhaftet werden.

Ein Lichtblick ist der Nachbar „Onkel Elias“, der Laute spielende Postbote in Rente, ein wahrer Philosoph und Menschenkenner. Doch am Ende kann das System auch ihn zerbrechen.

Wir erleben beispielsweise mit, wie ein Polizist wegen Korruption entlassen wird und durch Bestechung wieder eingestellt. Am Ende verdanken die beiden Jungs ihr Abitur einem Lamm. Die Ungerechtigkeit des Systems wird an vielen Stellen durch Mitmenschlichkeit sogar zwischen Fremden, manchmal aber auch durch noch mehr Ungerechtigkeit (Korruption) oder Verbrechen gemildert.

Lustig fand ich die Geschichte von dem jungen Mann, der sich das Gesicht des Präsidenten auf die Brust tätowieren ließ. Das sah noch sehr gut aus, solange er schlank war, aber dann nahm er zu ...

Als die beiden jungen Männer sich 2011 im Bürgerkrieg engagieren, müssen sie fliehen. Auslöser für die Aufstände war die Verhaftung von Grundschulkindern und die Aussage des Geheimdienstes an die Eltern, sie mögen nicht nach ihren Kindern fragen, sondern neue zeugen. Damit hatte das System eine Grenze überschritten.

Die Geschichte enthält einige poetische Sätze: „In den Palästen wohnt die Zeit.“ (Denn Zeit ist Luxus.), „Liebe ist eine Rebellion gegen Einsamkeit und Kälte.“ Und „Jede Nacht gehe ich als Dichter ins Bett und wache als Straßenverkäufer auf.“

Rafik Schami: Sami und der Wunsch nach Freiheit, Beltz & Gelberg, 2017
Taschenbuch, 326 Seiten
ISBN 978-3407823199

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension „Lyrik für alle“ von Gerd Egelhof

Die Poesie des Alltags hat Gerd Egelhof erneut meisterhaft eingefangen mit dieser Lyrik-Anthologie. Falke und Segelflugzeug teilen sich den Himmel. Ein sanftmütiger Flaschensammler ist unterwegs. Aus Freundschaft wird Liebe und umgekehrt. Es geht um die Suche nach der Traumfrau und den Flirt an der Ampel, um den Glauben an Gott, die Oase im Stadtpark, Sport und das „Beachtungshäschen“ auf einer Party. Liebestrunken taumeln Verliebte durch die Nacht. Die Liebe weckt die Lebensgeister. „Es geht nicht immer vorwärts“, stellt Gerd Egelhof fest. „Wichtig ist es, wieder aufzustehen, wenn man fällt.“ Egelhof beschreibt all dies in schlichten Worten, aber anschaulichen Bildern. Leseprobe:

Manchmal ist alles sinnlos
(frei nach Andreas Gryphius)

*Wo heute einer
einen Vorschlag macht,
fegt ihn morgen ein anderer
vom Tisch.*

*Wo sich heute einer
auf einen Stuhl setzt,
sägt ihn morgen ein anderer
ab.*

*Wo heute einer
eine Bewerbung schreibt,
landet sie morgen
im Papierkorb.*

*Wo heute einer
eine Freundin hat,
schnappt sie morgen
ein anderer weg.*

Gerd Egelhof: Lyrik für alle
Make a book, 2023
Taschenbuch, 165
ISBN 978-3-961720-934

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

| | | | |
|-----------------------------|---|---|--|
| Datum | 30.07.2023 | 31.07.2023 | 31.07.2023 |
| Name | Stadtbeschreiber*in für Dortmund 2024 | Literaturwettbewerb für Menschen mit Beeinträchtigungen | Themenpreis der Gruppe 48 |
| Genre | Texte (allgemein) | beliebig | Lyrik |
| Thema | städtische Wandlungsprozesse, Neue Urbanität, gesellschaftliche und kulturelle Umbrüche | Leben will sich neu entfachen | Umwelt und Natur, keine Idyllen und keine Einfach-Rezepte |
| Umfang | | Max. 5 Din A4-Seiten, ein oder zwei Beiträge | 3-6 Beiträge in einer einzigen Datei |
| Form | Lebenslauf, Bibliografie, Textproben, nicht älter als 2 Jahre (maximal 10 DIN A4 Seiten), Motivationsschreiben mit Bezug zur Thematik, zur Stadt und/oder geplante Projekte | per Mail (pdf-Datei als Anhang) mit dem Stichwort ‚Leben will sich neu entfachen‘; Kurzbiographie, Name, Anschrift, Mailadresse, Alter | Times New Roman, 12 Punkt, mit Kennwort, doc(x); Formatierung: siehe Webseite; Anschreiben mit Kennwort, Adresse und Preisname |
| Preis | Literaturstipendium mit Residenzpflicht Mai-Oktober 2024: 2.060 € (netto) monatlich + Budget für Fahrtkosten und Veranstaltungen | 1.) 250 €, 2.) 150 €, 3.) 100 €, 4.-10. Preis Buchpakete; Anthologie-Veröffentlichung und kostenloses Belegexemplar | Gesamt 5.0000 €, Veröffentlichung in Anthologie |
| Teilnehmer | | alle Menschen mit körperlicher, seelischer, geistiger oder Sinnesbeeinträchtigung | Mindestens 15 Jahre alt; 10 € Teilnahmegebühr, Überweisung mit Kennwort |
| Veranstalter | Stadt Dortmund, Kulturbüro und Literaturhaus Dortmund | Geest-Verlag | Die Gruppe 48 e.V. |
| einsenden an | Per Post an Stadt Dortmund / Kulturbüro „Stadtbeschreiber*in“, z. Hd. Frau Pfarre, Kampstraße 6, D-44137 Dortmund; oder per Mail an: ipfarre@stadtdo.de | info@geest-verlag.de oder per Post an: Geest-Verlag, Wettbewerb 'Leben will sich neu entfachen', Marienburger Straße 10, D-49429 Visbek | wettbewerbgruppe48@gmail.com |
| nähere Informationen | Isabel Pfarre, Kulturbüro Dortmund, 0231 / 50 - | Tel. 0445 3895913 | info@die-gruppe-48.net |

| | | | |
|--|---|--|--|
| | <p>27692 ipfarre@stadtdo.de; www.dortmund.de/de/fr eizeit_und_kultur/kultur buero/kulturpreise/litera turstipendium_stadtbesc hreiber_in/index.html</p> | <p>https://geist-verlag.de/ ausschreibungen/ 4-bbobs-59- literaturwettbewerb- f%C3%BCr-menschen-mit- beeintr%C3%A4chtigung- thema-leben-will</p> | <p>Die Gruppe 48 e.V., c/o Dr. Hannelore Furch, In den Lachen 3, D-51503 Rösrath www.die-gruppe- 48.net/Themenpreis- Umwelt-und-Natur</p> |
|--|---|--|--|

| | | | |
|-----------------------------|--|--|--|
| Datum | 31.07.2023 | 01.08.2023 | 15.08.2023 |
| Name | 20. Schreibwettbewerb für junge Menschen | Kurzkrimi-Wettbewerb 2023 | Stipendium im Stuttgarter Schriftstellerhaus |
| Genre | Erzählung, Prosa, Kurzprosa (unveröff) | Kurzkrimi oder Essay | Essay, Lyrik, Kurz-prosa, Roman, Theaterstück |
| Thema | Zeitenwende – Wendezeiten? | Krimi | |
| Umfang | Max. 5 Seiten | max. 15.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen), nur 1 Beitrag pro Autor/in | |
| Form | Anonym mit Beiblatt 1; 6 Kopien mit Beiblatt 2 | als doc(x) oder pdf per E-Mail mit Name, Kurzbio, Geburtsdatum, Adresse, Telefon | 5-fach: (1) Biografie, (2) Bibliografie, (3) Motivation, an welchem Projekt Sie während des Aufenthalts arbeiten und warum Stuttgart, (4) Werkprobe (Prosa 10-20 Seiten, Lyrik 10-20 Gedichte), (5) möglichst zwei Persönlichkeiten aus Literatur, die für Werk und Person einstehen |
| Preis | je drei Preise (400, 200 und 100 €) in zwei Alterskategorien (16-20 und 20-25 Jahre) | 1.) 2500 €, 2.) 1500 €, 3.) 1000 €; Teilnahme am Krimifest 9.-11.11.2023 im Literaturhaus Salzburg | drei 3monatige Wohn- und Arbeitsstipendien: 2x Prosa zu je 4000 €, 1x Lyrik mit 5000 € |
| Teilnehmer | Junge Autor*innen (16-25 Jahre), die in Baden-Württemberg leben, arbeiten oder studieren | 18-28 Jahre | deutsch-sprachige/r Schriftsteller/in mit mindestens einer Buchveröffentlichung in einem Publikumsverlag |
| Veranstalter | Bücher & Kunst Wekenmann, Tübingen | Literaturhaus Salzburg | Stuttgarter Schriftstellerhaus |
| einsenden an | | text@literaturhaus-salzburg.at | Stuttgarter Schriftstellerhaus e.V., Astrid Braun, Kanalstraße 4, D-70182 Stuttgart |
| nähere Informationen | helge.noack@wekenmann-buch.de www.wekenmann-buch.de/de/veranstaltungen-termine/schreibwettbewerb.html | T: 0043 662 422411 E: info@literaturhaus-salzburg.at www.Literaturhaus-salzburg.at/hauskulturprogramm-salzburg/news-wissenswertes/salzbunger-jugend-literaturwettbewerb/ | www.stuttgarter-schriftstellerhaus.de/stipendium/ |

| | | | |
|-----------------------------|---|--|---|
| Datum | 31.08.2023 | 06.09.2023 | 30.09.2023 |
| Name | 6. Vechtaer Jugendliteraturpreis | Über All | Aye Aye, Käpt'n! |
| Genre | Kurzgeschichte, Essay, Song, Slampoetry, Gedicht, kleines Theaterstück | Kurzgeschichte oder Minitext: Gedicht, Mini-Kurzgeschichte, Miniatur | Alle Genres (unveröffentlicht) |
| Thema | So geht's weiter!? | unser Universum | Piraten |
| Umfang | Max. 5 DIN A4-Seiten oder zwei Beiträge mit max. 8 Seiten | Kurzgeschichte bis 6.000 (inkl. Leerzeichen), Minitext max. 1.000 Zeichen | pro Autor*in zwei Geschichten von 3-20 Normseiten |
| Form | mindestens Schriftgröße 10, einfacher Zeilenabstand; doc-Format; Name, Anschrift, Alter; Teilnehmer/innen unter 18 J. mit schriftlichem Einverständnis der Eltern; kurze Biografie (Schule, Hobby, was macht dich besonders) | Kurzgeschichte muss weibliche Hauptperson haben; Minitext muss mindestens zwei dieser Wörter enthalten: Lichtjahr, Roter Riese, schwarzes Loch, galaktischer Nebel, Galaxie, Hitzeschild, Erdschein, Supernova, Milchstraße, Andromeda, Astronautin; Text im Teilnahmebogen mit Dateiname Vorname Name und in der Mail | Spielt in beliebigen Welten mit Piraten, jemand sagt „Aye Aye, Käpt'n!"; 2 Dokumente: Geschichte als .doc(x), .rtf, oder .odt, anonym, aber mit Content Notes, ein weiteres Dokument mit Kurzvita und Foto; IBAN oder PayPal für Honorar; bei Minderjährigen Einwilligung der Eltern für die Veröffentlichung und die Weitergabe der Kontoinformationen |
| Preis | 1.) 500 €, 2.) 300 €, 3.) 100 €, Buchpreise, Anthologie-Veröffentlichung, kostenloses Belegexemplar | Geldpreise zu gesamt 2000 €, Sachpreise | Anthologie-Veröffentlichung und Honorar |
| Teilnehmer | 14-21 Jahre | 12-26 Jahre | |
| Veranstalter | Stadt Vechta und Geest-Verlag | www.lizzynet.de | Weltenbruch-Verlag |
| einsenden an | info@geest-Verlag.de oder Geest-Verlag, Marienburger Straße 10, D-45429 Visbek | redaktion@lizzynet.de | mit dem Betreff „Aye Aye, Käpt'n!“ an: piraten@weltenbruch-verlag.de |
| nähere Informationen | Tel. 04445 – 3895913 geest-verlag.de/news/stadt-vechta-und-geest-verlag-schreiben-den-6-vechtaer-jugendliteraturpreis-aus-thema-so-0 | www.lizzynet.de/wws/9.php#/wws/ueber-all-schreibwettbewerb.php | www.instagram.com/p/Cq2h469Mr34/ www.weltenbruch-verlag.de/ausschreibungen/ |

| | | | |
|-----------------------------|--|---|--|
| Datum | 31.09.2023 | 31.10.2023 | 31.10.2023 |
| Name | Anthologie mit dem Thema "Zeitgeist" | Mysteriöse Gewässer | Weltenportal - Nr. 6 (2024) |
| Genre | Kurzgeschichten, Essay, Brief, Interview, Lyrik, Songtext (unveröff.) | Mystery, dunkle Phantastik (unveröff.) | Prosa (unveröffentlicht) |
| Thema | | mysteriöse/ verlassene/ vergessene Gewässer | Science-Fiction und Fantasy |
| Umfang | max. 6000 Zeichen oder vier Din A4-Seiten | 25.000-100.000 inkl. Leerzeichen | 5.400 -27.000 Zeichen inkl. Leerzeichen |
| Form | in deutscher Sprache; als doc(x); als Mail-Anhang; Kontaktdaten in der E-Mail und am Textende (Titel des Textes, Name, Alter, Adresse, E-Mail); Din A4-Format, Titel in die linke Ecke, darunter Name der Autorin/des Autors, Schriftart Times, 12 Punkt, Flattersatz (kein Blocksatz, keine Silbentrennung), keine Aufzählungen, Seitennummern, Tabulatoren, Bilder oder ähnliches, die nicht von Word automatisch erzeugt wurden | als Textdokument (.docx, .doc, .rtf, .odt) | in einem gesonderten Dokument Anschrift und Kurzvita (ca. 30-60 Worte) in dritter Person; nur minimale Formatierungen: Schriftgrad 12, verbreitete Schriftart (Bspw. Arial, Times New Roman, Garamond), keine Hervorhebungen außer kursiv, keine Zeilennummern, keine Einrückungen, Guillemets (« ») als Anführungszeichen der wörtlichen Rede; nur rtf, doc(x) oder odt |
| Preis | Anthologie-Veröffentlichung | Anthologie-Veröffentlichung, Belegexemplar, Honorar | Veröffentlichung in Zeitschrift, kostenloses Belegexemplar |
| Teilnehmer | Autor/innen aus Deutschland | | |
| Veranstalter | Verlag Roloff | Shadodex – Verlag der Schatten | Zeitschrift Weltenportal |
| einsenden an | Heike Roloff, heikeroloff@web.de, Betreff: Zeitgeist | shadodex@verlag-der-schatten.de | weltenportal@christophgrimm.com |
| nähere Informationen | www.verlag-roloff.de/index.php/literatur/seminare-und-fortbildung | https://verlag-der-schatten.de/mysterioese%20gewaesser.htm | https://weltenportalmagazin.de/einsendungen/ |